Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

39. Jahrg. | Scottdale, Pa., 6. September 1916. | No. 36.

Der Mensch denkt — Aber Gott lenkt

Wie Groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt;
Der mit verhärtetem Gemüte
Den Dank erstickt, der ihr gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen,
Sei ewig meine größte Pflicht.
Der Herr hat meiner nie vergessen;
Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht.

Dies ist mein Dank, dies ist sein Wille.
Ich soll vollkommen sein wie er.
So lang ich dies Gebot erfülle,
Stell' ich sein Bildnis in mir her.
Lebt seine Lieb in meiner Seele,
So treibt sie mich zu jeder Pflicht,
Und ob ich schon aus Schwachheit fehle,
Herrscht doch in mir die Sünde nicht.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Gottes Fürsorge.

Preist, Christen, mit Zufriedenheit,
Preist Gott, den Herrn der Ernte,
Daß sich nicht ganz die Fruchtbarkeit
Von Au' und Feld entfernte.
Noch stets erhält er seine Welt;
Was nötig ist zum Leben,
Will er uns alles geben.

Er ist der Herr; in seiner Hand
Ist, was die Erde bringet.
So sehr auch Menschenfleiß das Land
Baut, pflegt und bedünget,
Kommt doch allein von Ihm Gedeih'n;
Nur er, er läßt die Saaten blühn,
Reifwerden und geraten.

Zeigt auch gleich nicht so sichtbar sich
Der Reichtum seiner Gaben,
So gibt er uns doch sicherlich,
Soviel wir nötig haben;
Ist stets bedacht, voll Gnad' und Macht,
Die Seinen zu erhalten,
Die ihm nur lassen walten.

Und, o was ist's für ein Gewinn,
An dem sich gnügen lassen,
Was da ist, und mit heiterm Sinn
Das feste Zutrau'n fassen,
Daß, der die Welt regiert und hält,
Auch uns, so lang wir leben,
Was nötig ist, wird geben.

Eine Sorge — keine Sorge.

„Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen." Matth. 6, 33.

Wer keine Sorgen hat, macht sich welche — — das ist eines von den Sprichwörtern, die wirklich wahr sind. Wir können dies alle Tage an uns und an anderen erfahren. Es scheint fast so, als könnten die Menschen gar nicht ohne Sorgen leben. Wenn Gott sie auch nur freundliche Wege führt und alles äußere und innere Leid von ihnen abwendet, ganz sorglos sind sie doch nicht. Am hellen Tage sehen sie Gespenster. Mit Angst und Bangen schauen sie in die Zukunft. Der Reiche fürchtet Vermögensverfall und sieht sich schon am Bettelstabe. Der Kerngesunde bildet sich irgend eine Krankheit ein. Der Glückliche hat so eine unbestimmte Ahnung, daß eines Tages alles zu Ende wäre. Jeder möchte los werden von seinen Sorgen und hat nur den einen Wunsch, sorgenlos seine Tage hinzubringen, und doch macht er sich immer wieder neue Sorgen und zergrübelt sich den Verstand und zermartert sich sein Herz und zernagt sich seine Seele mit den Fragen und Gedanken: wie es nur werden soll, und wie alles am Ende laufen mag.

Wie werde ich sorgenfrei? Das Reden gegen die Sorgen hilft nicht viel. Wie viele „Sorgenpredigten" haben wir schon gehört; haben sie uns auf die Dauer etwas genützt? Einen Augenblick, ja; da schien es, als wäre uns nun leichter und froher; aber nach ein paar Tagen war dasselbe Lied und dasselbe Leid.

In unserem Texte gibt uns der Herr ein eigenartiges Rezept und verschreibt uns ein Gegengift, das unfehlbar jeden Sorgengeist austreibt. Er sagt: Christen, wollt ihr *keine* Sorgen mehr haben, so muß *eine* Sorge euch beschäftigen. Wollt ihr aller Unruhe entfliehen, so muß eine Frage Tag und Nacht euch beunruhigen. Soll das Sorgen bei euch aufhören, so müßt ihr am ersten trachten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit. Was heißt das? Wie sollen wir das verstehen?

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß große Freude oder großes Leid den Menschen so in Anspruch nehmen, daß er die kleinen Nöte und Verdrießlichkeiten, die ihn sonst schmerzen und peinigen, darüber ganz vergißt. Laß ein großes Unglück über ein Haus kommen, dann denkt keiner der Hausgenossen mehr an seine kleinen Sorgen, die ihm sonst zu schaffen machen. Laß einem Menschen ein unerwartetes großes Glück widerfahren, — im Augenblick ist seine körperliche Schwachheit verschwunden, und er fühlt sich wie neugeboren. Selbst an Krankenbetten hat man das erlebt. Irgend eine große Erwartung fristet dem Menschen wider alles Erwarten auf Stunden, ja auf Tage hinaus das Leben.

So etwa meint es der Herr, wenn er mahnt: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. Wer auf einen hohen Berg hinaufsteigt, dem werden Häuser und Bäume und Menschen immer kleiner, je höher er kommt, bis sie schließlich seinem Blicke ganz entschwinden. Aehnlich geht es dem, der auf den Berg Gottes steigt, der bis in die Ewigkeit ragt. Alles Irdische verschwindet wie ein Nebel hinter ihm. Die Sorgen können ihm nichts mehr anhaben. Die eine Himmelssorge füllt sein Herz völlig aus, so daß alles andere keinen Platz mehr darin findet. *Eine Sorge — keine Sorge!*

Im dritten Kapitel des ersten Buches der Könige lesen wir eine eigenartige Geschichte. Der junge Salomo tritt seine Regierung an. Ernste Gedanken bewegen ihn. Er fühlte sich ohnmächtig, um die Nachfolge seines Vaters anzutreten. Da hat er in der Nacht einen Traum. Gott öffnet ihm die Schatzkammern seiner Gnade: bitte, was ich dir geben soll! Was lag dem jungen Könige näher als zu erbitten: Reichtum, um den Wohlstand seines Landes zu heben, oder langes Leben, um die argbedrohte Herrschaft zu festigen, oder Sieg über seine Feinde, um das von Krieg aufgewühlte Volk in Frieden zu fördern. Aber nichts von alledem bittet Salomo; er begehrt mehr; er wünscht sich Höheres; er erfleht sich ein gehorsames Herz, ein Herz, das hört, das horcht, das lauscht auf Gottes Wink und Willen. Auf dies Gebet kommt Gottes Antwort: Weil du solches bittest, und bittest nicht um langes Leben noch um Reichtum, noch um deiner Feinde Seele, siehe, so habe ich getan nach deinen Worten. Dazu, daß du nicht gebeten hast, hab ich dir auch gegeben, sowohl Reichtum als Ehre, daß deinesgleichen keiner unter den Königen ist zu deinen Zeiten. Was heißt das anders, als daß Salomo zuerst trachtete nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, und daß ihm darum als eine große Zugabe zu diesem Allergrößten alles andere noch hinzugefügt wurde.

Die meisten freilich kehren unsern Spruch um. Sie sagen etwa so und mindestens denken sie so, wenn sie sich auch scheuen, ihre Gedanken unverhüllt und rückhaltslos auszusprechen: Trachtet am ersten nach allem andern, das Reich Gottes wird euch dann von selber zufallen. Um alles kümmern sie sich, nur nicht um Gott und Ewigkeit. Als fiele uns der Himmel von selbst in den Schoß! Als brauchte ein Mensch nur zu sterben, um selig zu werden! Als würde jeder, der hier die Augen schließt, ohne weiteres droben die Herrlichkeit Gottes schauen! Als wäre es ein Kinderspiel, seine Seele zu retten! Was für eine bittere Enttäuschung werden sie einmal erleben! Mit Entsetzen werden sie merken, daß Gott ein eifersüchtiger Herr ist, der seine Ehre mit keinem teilen möchte, der entweder an der ersten Stelle steht, oder gar nicht für uns vorhanden ist; der Leib und Seele, Sinne und Geist, Herz und Gedanken für sich fordert, aber nicht damit zufrieden ist, wenn hier und da etwas ihn nebenbei abfällt.

Br. Botsch.

Die Macht des Gebetes.

Es steht geschrieben: „Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist." Ja, vermag unendlich mehr als die meisten von uns auch nur entfernt denken und ahnen. Spurgeon wurde gegen Ende seines Lebens einmal gefragt: „Haben sich deine Anschauungen hinsichtlich der Wirksamkeit des Gebets noch nicht verändert?" Er lächelte und antwortete: „Ich bin heute in mei-

Fortsetzung auf Seite 20.

Die Hintertür.

Ein Pastor in Norwegen verstand es, sehr ergreifend von der Sünde, von Buße, dem schmalen Weg zum Heil, von Verdammnis und Seligkeit zu zeugen. Das war alles richtig; aber man merkte nicht an seinem eigenen Leben, daß er ein bekehrter Mensch war. Er nahm es gleichgültig mit seinem Christentum; er predigte gegen Geiz und Selbstsucht; aber selbst nahm er hohe Zinsen. — Eines Tages hielt er eine seiner schärfsten Predigten gegen die Sünde. Nach der Predigt kam ein Bauer zu ihm. Er hatte einen Herzenswunsch, er wollte gut bezahlen, wenn er ihn erfüllt bekommen könnte. Was das war? „Ja, ich bin ganz unruhig, wenn ich daran denke, wie es mit mir steht. Ich wollte am liebsten so sein, daß ich in den Himmel kommen könnte; aber ich habe nicht viel Lust, anders zu werden. Darum habe ich gedacht, ob es nicht einen anderen Weg zum Himmel geben sollte, als den schmalen Weg, den Sie uns zeigen. Und nun ist mir eingefallen, daß Sie selbst, der Sie so predigen, nicht in die Hölle kommen werden; aber Sie gehen, soweit ich sehen kann, nicht den schmalen Weg. Nun dachte ich, Sie sollten eine Hintertür zum Himmel kennen, und ich bitte Sie inständig, daß Sie mir die zeigen wollen; wir wollten Ihnen das wohl vergelten." Der Bauer sagte das aufrichtig, ohne Hintergedanken, das konnte der Pastor gut merken, und gerade darum gingen ihm die Worte tief zu Herzen. Ohne ein Wort zu sagen, ging er auf und nieder in seiner Stube; ein heftiger Kampf raste in ihm. Endlich wandte er sich zu dem Bauern und sagte: Du irrst dich, Freund, es gibt keine Hintertür zum Himmel, nein, es gibt keine. — Aber ich bin **nicht selbst den Weg gewandert**, den ich anderen gezeigt habe. Ich danke Gott, daß er dich heute zu mir gesandt und mich zur Besinnung gebracht hat. Komm laß uns den Herrn bitten, daß er uns bekehrt und uns Lust und Kraft gebe, den schmalen Weg zu wandern. Ein anderes Mittel kenne ich nicht, weder zu meinem, noch zu deinem Heil." Und sie beteten zusammen, wie keiner von ihnen früher gebetet hatte. Und das war für sie der erste Schritt zu einer wahren Bekehrung.

Wir Menschen halten es zwar mit bequemen Hintertüren. Manche möchten wohl gern Jesu Gnade — doch ohne sich mit Jesu Werken zu befassen. Aber es bleibt nun einmal dabei: Nur wer seinem Heiland nachfolgt im Wandel und ihm auch, wenn es der Herr von ihm fordert, sein Kreuz nachträgt, darf mit ihm dereinst im Himmelreich sitzen. Am. Botsch.

Das Erntefeld.

Kaum sind die reifen Aehren gesammelt, so wird der Acker schon wieder in Bearbeitung genommen, um ihn für die nächste Aussaat zuzubereiten.

Dieses tut der Landmann ohne daß er darauf hingewiesen wird, es ist ja ganz selbstverständlich. Sind die Hoffnungen eines Manchen auch nicht erfüllt, so geht er doch, ohne zu wissen, ob seine Arbeit mit Erfolg gekrönt werden wird, mit neuem Mut und Fleiß frisch an's Werk. Manch einen hat der Ertrag dieser Ernte wohl auf einen grünen Zweig geholfen.

Wie viel nun aber auch der Ernteertrag für uns oder andere im Wert sein mag, erwägen wir den Wert desselben genauer, so müssen wir uns ja sagen, daß alle diese Millionen Buschel an Getreide nicht ein unglückliches Herz befriedigen können.

Friede mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum, das macht ein Herz glücklich und zufrieden. Trotzdem, daß dieses eine erprobte Wahrheit ist, ist das Bestreben vieler doch mehr darauf gerichtet, eine Menge Weizen zu ziehen, als das zu erlangen, was das Sehnen einer Seele allein stillen kann. Dies geistliche oder himmlische Erntefeld sollte auch unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Zuerst gilt es das eigene Herz, welches aufgebrochen, zubereitet und mit neum Samen besät werden muß, damit wir selber Himmelsbürger oder Ewigkeitsgarben für den Himmel werden. Teurer Leser, bist du es geworden? Oder bist du vielleicht wie eine Aehre mit schwarzen Körnern, wie wir sie diesen Sommer unter dem guten Weizen finden? Sie wurden wohl mit den guten Aehren zusammen abgemäht und bis zum Dreschen aufbewahrt; aber was war es? Nur Staub, der vom Winde verweht wird! Traurig, nicht wahr?

Zum andern ist das Feld, welches uns in nächster Nähe umgibt: Unsere Kinder, Geschwister und alle, mit denen wir umgehen. Suchen wir diese verschiedenen Aecker zuzubereiten für den göttlichen Samen, welcher das Wort Gottes ist? Dann laßt uns guten, edlen Samen auf den so zubereiteten Acker streuen. Ein weiser Ackersmann bricht am ersten diese Wiese gut um, um sie für die zu folgende Aussaat empfänglich zu machen. Es dünkt mich, als ob in dieser Hinsicht man mit der Bearbeitung eines natürlichen, unwiedergebornen Herzens ebenso verfahren sollte, was aber manchmal versäumt wird. Der Herzensboden wird nicht ganz umgraben, es wird nicht gründlich auf den Grund gepflügt; die Sünde wird nicht aufgedeckt, d. h. nicht erkannt und bekannt, und folglich kann es nicht zu einer neuen Geburt in Christo kommen. Obzwar wohl etwas Reue und Leid entsteht über vergangene Sünden, aber das macht noch kein neues Herz. Daß viele Christen in ihrem alten Leben der Sünde fortfahren, sich in Sünde und Schmutz wälzen, ist eben ein Beweis, daß das Aufbrechen des harten unwiedergebornen Herzens nicht geschehen ist. Ja, man tröstet sich wohl damit, daß es mit der Zeit schon anders werden wird. Aber vergebens!

Paulus sagt den Corinthern: „Versucht euch selbst, ob ihr im Glauben steht, Prüfet euch selbst." Eine genaue Selbstprüfung in dieser Weise würde uns nicht lange im Unklaren lassen. Wenn die heranwachsenden Kinder den Eltern schon so behilflich sind im Zubereiten des Ackers, sollte es dann nicht der Eltern größte Sorge sein, daß das Herz des Kindes empfänglich werde für die Heilswahrheiten unsers Gottes? Oder denken wir nur daran, dem Kinde eine irdische Existenz zu sichern?

Schließlich ist noch das große Feld im Heidenlande, das wir nicht umgehen können. Unsere Ernte war wohl reichlicher als wir erwartet hatten, der Preis besser wie gewöhnlich. Wird da in uns nicht der Wunsch rege, weil der Herr uns so reichlich gesegnet hat, ihm einen Teil davon zurückzugeben? Das können wir nicht besser tun, als wenn wir die Arbeiter unterstützen, die jenes Feld draußen bearbeiten. Wie herrlich würde es sein, wenn einst am großen Erntetage wir erfahren dürften, daß durch die Unterstützung der Missionare durch irdische, vergängliche Mittel, einige Ewigkeitsgarben gewonnen seien.

Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.

B. A. Wiens.

Uneda, Kansas.

Aus der Saratowa-Kolonie, Rußland.

Lysanderhöh, den 2. Juli 1916. Mein lieber Onkel und Tante! Ihren lieben Brief vom 25. März erhalten, auch die Karte vom Mai, bei Ihnen geschrieben, erhielten wir in voriger Woche. Haben uns sehr, sehr darüber gefreut. Vielen Dank dafür, l. Onkel! Und die Karte war's noch gerade, die mich extra sehr mahnte. Doch was werden Sie nun von mir denken? Sie können kaum glauben, daß wir uns w i r k l i ch über Ihre lieben Briefe freuen, nicht wahr? Aber bitte, bitte, glauben Sie es nur noch einmal. Die Pausen sollen weiterhin auch nicht mehr so lang sein. Wie's kam, daß ich

so lange wartete, weiß ich selbst nicht; es kam doch wohl daher, daß ich so frohe und schöne Tage hinter mir habe. Am 4. Mai fuhren Hanni und ich zu Jakob. Die Reise dauerte nur Stunden, denn Jakob ist jetzt versetzt nach Sneschetzkaja im Orel'schen Gouvernement. Es ist bedeutend näher nachhause. Diese Reise ging sehr gut. Der alte Onkel Dyck, Muttchens Schwager, begleitete uns, und mein Jacob kam uns, da gerade Feiertag war, eine Station vorher entgegen.

Ach, das war ein schönes Wiedersehen, dem noch schönere und herrlichere Tage folgten. Hanni wurde die Reise sehr lang. Die Bahnfahrt war ihm neu, und jedesmal, wenn der Zug still hielt, fragte er: „Sind wir jetzt bei Väterchen?"

Wenn wir dann wieder weiterfuhren, meinte er ganz trostlos: „Wir kommen doch gar nicht zu Väterchen!" Und als Jacob uns dann so plötzlich überrumpelte, gerade als wir von der letzten Station losfahren wollten, da war er ganz stille und sagte kein Wort, sahe sein Väterchen nur mit großen Augen an, doch kannte er ihn sehr gut; er war ja auch erst drei Monate von uns fort. Wir blieben drei Wochen dort, hatten auch ein recht schönes Quartier gefunden. Es war eine frohe, schöne Zeit!

Zu Pfingsten fuhren wir wieder nachhause und Jacob durfte uns begleiten und auch fünf Tage zuhause sein. Er war sehr froh dazu und ich natürlich auch, und besonders Muttchen freute sich sehr zu dem Beisammensein. Es ist da, wo mein Jacob ist, eine wunderschöne Gegend. Wald, nichts als Wald, 75,000 Desj. und sehr schöner alter, meistens Fichten- und Tannenwald. In der dortigen Forstei sind 150 Mennoniten, die dort die verschiedensten Beschäftigungen haben. Es ist auch eine sehr große Holzschneidefabrik, und dort sind auch viele angestellt. Augenblicklich arbeitet mein Jakob auch in der Fabrik. Und dann ist die Bahnstation dicht am Fabrikhofe, so daß das Holz gleich in die Waggone eingeladen wird. Es geht Jacob sehr gut, wie all seinen Kameraden. Sie sind immer froh und mit ihrer Beschäftigung alle sehr zufrieden.

Die erste Zeit, als wir wieder allein waren, war's uns doch recht einsam und weh um's Herz, und der Verfucher schläft dann auch nicht, hilft die Zukunft so schwarz wie möglich auszumalen und sät, wenn möglich, Unzufriedenheit und Mißmut gegen Gottes heilige Führungen ins Herz. Doch der treue Herr gab auch dieses Mal Kraft zum Stillesein und Widerstehen. O, und für wie Vieles so Unverdientes haben wir nicht immer und immer wieder zu danken? Wir dürfen nur um und neben uns sehen und:

Wie dürfen wir doch allezeit
Frei vor sein Antlitz treten
Um Hilf' in Not, um Trost im Leid,
Um alles zu ihm beten.
Er hört uns an, er will und kann
Und wird uns gern gewähren,
Was wir von ihm begehren.

Wie steht uns doch sein Vaterherz
In Jesu Christo offen!
Da flieh'n wir hin, wenn uns ein Schmerz
Und Unfall hat getroffen.
O da ruht sich's so sanft und gut,
Da sind wir wohl geborgen
Und ledig aller Sorgen.

Er hat uns lieb, das ist genug,
Uns ewiglich zu freuen.
Er hat uns lieb, das ist genug,
Wir kennen ja den Treuen
Und wollen auch nach Kinderbrauch
Uns unablässig üben,
Von Herzen ihn zu lieben.

Wir sind hier gottlob auch alle gesund und wohl. Auch mit Muttchens Gesundheit geht's, Gott sei Dank, recht gut; denn im Winter war es ja schon einmal, gerade in der Osterzeit, sehr schwach damit, so daß ich alles befürchtete. Doch nun hat sie wieder so ihre gewohnten Hantierungen aufgenommen. Ich bin auch sehr froh dazu.

Die Ernte hat schon begonnen. Der Roggen wird heute fertig abgemäht. Das Getreide steht auch alles recht schön. Die Witterung war immer recht fruchtbar, hat viel geregnet. Hoffentlich ist's in der Erntezeit trockener wie im vorigen Jahre.

Sie fragten nach Herrn Tjahrt, lieber Onkel. Er hat seine Wirtschaft gut verkaufen können. Er mußte, „he es Utländer" (der Deutlichkeit halber: Sie verstehen mich ja). Sogar wir (Muttchen) haben ihm seinerzeit eine Feuerstelle (65 Desjatinen) abgekauft für 7,500 Rubel. Ob's gut war oder vielleicht unvorsichtig? Wer kann es wissen?

Damals kam es uns gut vor (es war 1914). Das Uebrige, Gebäude und Land, wurde er auch gut los. Er hatte zwei Feuerstellen. Herr T. ist nur allein bei uns. Seine Frau wohnt in der Nachbarschaft mit einem achtjährigen Sohne.

Mit unserer Wirtschaft geht es ja dank der guten Vertretung, die wir in Herrn Tjahrt an Jacobs Stelle haben, immer recht gut weiter, wenn's denn auch oftmals so anders ist und Sehnsucht und Wehmut sich immer wieder einschleichen wollen, dürfen wir doch nur stille und dankbar sein für all das viele Gute, das wir täglich genießen.

Wir hatten in der Pfingstzeit viel Raupen, die in vielen Gärten und auch auf unsern Feldern recht geschadet haben. Auch in unserm Garten haben sie das Hauptgemüseland ganz brach gelegt. Doch nach dem vielen Regen hat einiges wieder ausgelassen. Auch auf einem Weizenfelde haben sie ziemlichen Schaden gemacht. Doch glücklicherweise war ihres Bleibens nicht lange, und hoffentlich kommen sie nicht wieder. Jetzt steht im Garten wieder alles gut und gedeiht sehr. Auch die Blumen fangen jetzt alle recht an zu blühen.

Die Arbeiterpreise sind sehr hoch, zahlen in der Ernte vom 21. Juni bis zum 1. Oktober bis 250 Rubel und den Mädchen in den Sommermonaten bis 45 Rubel den Monat. Für die Milch gibt esjetzt 1 Rbl. 30 für's Pud; für Butter 80 Kop. per Pfund, und der Weizen kostet augenblicklich 2 Rbl. 35 Pud. (1 Pud ist gleich 40 Pfund. Das Pfund ist etwas kleiner wie unser amerikanisches Pfund).

Wir leben hier, dem Herrn sei Dank, immer noch wie einmal, in Ruhe und Frieden weiter, genießen alle Gewissensfreiheit und mangelt es uns an nichts Nötigem, nur an Jacobs Gegenwart und an Nachrichten von den Lieben daheim (in Preußen). Die letzte Karte von Schwester Cath. ist vom 16. April und da waren sie ja noch alle gesund und wohl. Auch ich schrieb in kurzer Zeit drei Karten nachhause. O schenkte der treue Herr uns doch noch mal ein frohes Wiedersehen, wenn's sein heiliger Ratschluß zulassen kann, doch vor allem ein Wiedersehen vor seinem Tron!

Unsere Kinder sind beide sehr munter und gesund. Minnie läuft schon seit dem Winter allein, macht auch schon einige Sprachversuche und weiß wie sie heißt. Hanni ist ihr immer sehr zugetan und spielt oft sehr mit ihr und gönnt ihr alles, wenn sie ihm auch 'mal tüchtig in die Hand beißt, wenn's nicht nach ihrem Willen geht. Sie hat ganz ihren Kopf für sich und weiß genau, was sie will. Ich muß sehr oft daran denken, was Pastor Funke sagt: „Kinder sind kleine Majestäten." Das trifft bei ihr oft auch zu. Meinen Jacob erkannte sie nach dreimonatlicher Trennung kaum wieder. Er meinte, sie hätte sich sehr verändert, sei sehr groß und stark geworden. Sie wiegt augenblicklich 30 Pfund und erzählt auf ihre Art viel, nur ist's schlecht zu ver-

stehen. H. ist auch recht gewachsen, doch mehr schlank geblieben.

Von Albert (Claaßen) im Frühjahr den Brief mit Nachrichten von zuhause erhalten auch gleich beantwortet. Auch mein Jacob hat von dort aus an Albert geschrieben. Und wie geht's Ihnen und den lieben Ihrigen? Ist Agathe schon gesund, und Albert und Catharine? Hat Albert unsere Briefe erhalten? Grüßen Sie, bitte, Grete und ihren Mann. Wie fühlt sie sich als Hausfrau?

Und nun Gott befohlen. Viele innige Grüße an Sie und alle, alle, auch Onkel A. Wiebe, Cal. Dorthin schrieb ich auch im April. Sein Brief kam hier an; ob auch unserer dort? Ihre Sie liebende Nichte

Anna Wiebe.

Einsender Jacob Claaßen, Beatrice, Nebraska.

„Auf Jehova traue ich!"

Wenn wir durch Prüfungen gehen, in Schwierigkeiten stehen, so gibt uns die Welt den Rat: „Gebrauche die Hilfsquellen, die hier in der Welt zu deiner Verfügung stehen; wende dich an Menschen, mache Gebrauch von den bestehenden Einrichtungen —kurz, hilf dir selbst!" Der Glaube aber antwortet mit David: Nein; denn es gibt hienieden keine Grundlage, die nicht wanken könnte, keine zuverlässige Sicherheit, sondern nur „Dinge, die erschüttert werden als solche, die gemacht sind." Aber „Jehova — in den Himmeln ist Sein Thron." Dort suche ich Zuflucht; von dort aus wird mir jetzt schon in meinen Umständen die Hilfe zutheil werden, deren ich bedarf. Wenn die Welt kommt und mir ihre Dienste anbietet, die Gott ausschließen, so muß ich sie ablehnen, denn ich habe es mit Gott zu tun. Und je ausschließlicher ich mich mit meinem ganzen Verhalten auf Gottes Seite stelle und mit meinem ganzen Herzen auf ihn stütze, desto augenscheinlicher wird Er sich zu mir bekennen. Wenn alle natürl. Stützen, selbst die von Gott gegebenen, brechen, dann bleiben wir in der völligsten Schwachheit zurück. Unser Glaube wird auf eine ernste Probe gestellt, aber wenn er standhält, wird Gott ihn herrlich krönen.

Durch die Bibel überwunden.

Im Jahre 1892 wurde ein Kolporteur — so erzählt ein Prediger — von mehreren fanatischen Juden sehr mißhandelt und beraubt! fünfzig Testamente entrissen sie ihm und brachten sie ihrem Rabbi zum Verbrennen. Der Kolporteur wollte die Uebeltäter gerichtlich belangen. Doch ich riet ihm, die Sache dem Herrn zu überlassen. Dies wollte ihm gar nicht einleuchten und er ließ sich nicht von seinem Vorhaben abbringen, bis ich ihm sagte: „Beruhigen Sie sich, das Wort Gottes hat menschlichen Schutz gar nicht nötig."

Dies half; er wurde ruhig und ließ die Sache liegen.

Sechs Wochen vergingen bis eines Abends zwei Nikodemus - Seelen — ein Greis und ein junger Mann — mich besuchten. Der Greis begann zu erzählen:

Mein Name ist Moses Levi; ich bin Kaufmann und Vorsteher der Synagoge in B. In blindem Eifer und in der Meinung, ich tue ein verdienstliches Werk, habe ich vor sechs Wochen Ihren Kolporteur unbarmherzig mißhandelt und ihm fünfzig Testamente geraubt. Diese Tat hat mir beides, ernste Strafe und reichen Segen eingebracht. Ich trug die Testamente zum Rabbi, der gleich mir den Inhalt derselben gar nicht kannte; wir freuten uns zusammen und bestimmten einen Tag zur Zerstörung dieser, in unseren Augen, so gefährlichen Bücher. Wir unterhielten uns lange und gerieten immer mehr in Aerger über die Mission und ihre verwerflichen Bücher. Es war mittlerweile Nacht geworden. Als ich das Haus des Rabbis verlassen wollte, stolperte ich über die auf dem Flur liegenden Packete der Testamente und fiel mit solcher Wucht zu Boden, daß ich nicht im Stande war, mich aufzurichten. Sofort wurde ein Arzt gerufen, der erklärte, daß ein Beinbruch entstanden sei. Ich müsse nach Haus gefahren werden. Der Arzt war ein Christ und er sagte zu mir:

„Mein teurer Moses, dies ist der Finger Gottes. Dies Buch, das Sie da zu zerstören beabsichtigen, enthält die beste Medizin für Sie für Leib und Seele."

Diese Worte gingen mir sehr zu Herzen und ich hatte keine Ruhe mehr. Am folgenden Tage schickte ich zum Rabbi um eines der Testamente; aber sie waren schon vernichtet. Dann, über eine Weile, kam der gute Arzt und brachte mir ein Testament, das er bei Ihnen gekauft hatte. Darüber freute ich mich sehr und las es wiederholt durch.

Meine Augen wurden aufgetan. Ich sah eine ganze neue Welt und erkannte mich selbst nicht mehr. Das Licht der Gnade ging mir auf; ich fing an, Jesum als den verheißenen Heiland, den treuen Bundesgott Israels, zu erkennen und sagte zu ihm: „Mein Herr und mein Gott!"

Ich bin jetzt hier, um die geraubten Bücher vielfaltig zurück zu erstatten und um vor Freund und Feind den Herrn Jesu öffentlich zu bekennen.

„Hier", so fuhr der Prediger fort, „konnte ich nicht anders. Ich schloß den Greis in die Arme, drückte ihn an mein Herz und sagte, überströmend von heiliger Freude: „Amen, Amen! Das ist vom Herrn geschehen und es ist ein Wunder vor unseren Augen!"

Des Doktors Erzählung.

Es war an einem schönen Sonntagmorgen im Sommer. Alles lag in feierlicher Stille. Man hatte wieder einmal herrlichen Sonnenschein nach mehrwöchentlichem trüben Wetter. Die Blumen erfüllten die Lüfte mit süßen Wohlgerüchen. Die Gattin des Stationsarztes der Armenanstalt hatte die Insassen seit einem Jahre im Singen geübt, und heute morgen sollte es sich zeigen, was sie vollbracht hatte.

Der getünchte Versammlungssaal der Irrenabtheilung war heute ganz verändert. Durch die liberalen Gaben mancher Freunde und die reichen Blumenspenden solcher, die ein fühlend Herz für die Armen und Verlassenen haben, war derselbe in eine herrliche Laube verwandelt worden.

Die weißgekleideten Invaliden saßen auf einer großen Platform und warteten auf die Intonation der Orgel. Manche von ihnen waren nervös und ängstlich, andere wenn sie einen Armenhäusler eintreten sahen, den sie kannten. Manche derselben sahen mit Vergnügen zu, andere mit Gleichgültigkeit.

Eine Anzahl vornehmer Damen mit ihren Dienstmädchen beobachteten die ganze Scene mit innerer Freude, welche immer der beste Lohn wahrer Wohltätigkeit ist. Die Aerzte des Asyls waren unter den Zuschauern vertheilt. Die Oberschwester der Krankenpflegerinnen unterhielt sich mit einem Spezialisten in Nervenkrankheiten. Der Superintendent saß in seinem Bureau nebenan und unterhielt sich mit einer Diakonissin. Er sah von Zeit zu Zeit nach einer gebeugten Frau hinüber, die am Fenster saß. Ihr Angesicht verrieth tiefen Kummer; das Auge war trübe und um den Mund spielte ein melancholischer Zug.

Ein paar Minuten später trat eine liebenswürdige junge Dame in den zwanziger Jahren durch die Thüre ein, die in den Hauptsaal führte, in dem die Irrsinnigen ihre Gesangsvorstellung gaben.

„Sie haben mich rufen lassen, Herr Doktor," sagte sie, die Schwester desselben zugleich freundlich begrüßend.

„Ja, und zwar um Ihnen eine Geschichte zu erzählen," antwortete der Angeredete. „Es wird Ihnen zwar nachgesagt," fuhr der Arzt fort, „daß Sie vornehm und unnahbar seien, aber Alice und ich sind besser

unterrichtet," sagte er, sich leicht nach seiner Schwester wendend. „Es ist ein herrlicher Sonntag und Sie hätten eine Predigt hören können, wenn Sie in dem Saal geblieben wären; doch ich hoffe, daß die Erzählung meiner Geschichte auch mit einem Segen endet. Sehen Sie dort jene Dame? Sie ist fünfzig Jahre alt und in den Tagen vor dem Bürgerkriege fand man in Virginien kein glücklicheres Mädchen als sie war. Ihr Vater sandte sie in das bekannte Seminar bei Charlottsville; denn Virginien war das Vaterland ihrer geliebten seligen Mutter. Ihr Vater war von Philadelphia und machte sich große Zukunftsträume von seiner einzigen Tochter. Sie war bildhübsch und würde gewiß eine einflußreiche Gesellschaftsdame werden und endlich einen berühmten Mann heirathen, denn er war ja im Stande, ihr eine große Mitgift zu geben — so glaubte der Vater. Statt dessen aber verlobte sie sich mit einem Senior der Universität. Beide hielten die Sache geheim bis zur Graduation, worauf sie am nächsten Tage in den Ehestand traten. Das war höchst thöricht, doch liebten sie sich herzlich. Schon vierzehn Tage später schloß sich der junge Gatte der südlichen Armee an, die von dem kühnen Lee befehligt wurde.

Eines Tages wurde ihnen ein Kind geboren und zwei Wochen später erhielt die junge Mutter durch einen Soldaten den letzten Brief und das letzte Lebewohl von ihrem jugendlichen Gatten. Er war am Tage der Geburt seines Kindes gefallen.

Ihr Vater hatte seit der Nachricht von ihrer Verehelichung nicht mehr geschrieben. In ihrer Noth nun machte sie sich auf, um ihn in Phila. aufzusuchen und um Hülfe anzugehen. Doch sie konnte ihn nicht finden; denn auch er war in den Krieg gezogen und gefallen."

Fräulein Carter lehnte sich mit der größten Spannung vorwärts. Die Geschichte interessirte sie offenbar außerordentlich.

„In Philadelphia," erzählte der Doktor weiter, „hatte sie niemand, an den sie sich wenden konnte. In ihrer Verzweiflung nahm sie ihr geliebtes Kind und legte es eines Abends auf die Thürschwelle eines vornehmen Hauses, dessen Bewohner ihr als ein Menschenfreund bekannt war. Aus einem Versteck in der Nähe wartete sie, zitternd vor Kälte und Hunger, bis der Portier das Kind fand und es ins warme Zimmer brachte. Sie aber wurde von einer schweren Krankheit erfaßt, die sie sechs Monate auf dem Lager festhielt, und als sie endlich das Hospital verlassen konnte, suchte sie ihren Lebensunterhalt durch Nähen zu verdienen. Das Geschick wollte es, daß sie für das eigene Kind, welches mittlerweile von dem Menschenfreunde adoptirt worden war, die Kleidungsstücke anzufertigen hatte.

Vierundzwanzig Jahre nähte sie für ihr Kind auf diese Weise. Immer verwandte sie auf diese Arbeit ihre ganze Kunstfertigkeit und oft bewunderten die Freundinnen die ausgesuchte Eleganz ihrer Kleidung, sowie deren unübertreffliche Feinheit in Schnitt und Näharbeit. Dreimal des Jahres mußte die Mutter dort vorsprechen, um Aufträge von der jungen blühenden Tochter des Hauses entgegenzunehmen. Wie doch ihre Finger zitterten und ihr Auge feucht schimmerte, wenn sie ihrer Tochter ansichtig wurde! Ihr Gebet war, daß Gott ihr Kraft verleihen möchte, doch nichts ihrer Tochter zu verrathen, damit deren Zukunft nicht vernichtet werde. Dennoch verstand sie es, ihr Kind über all die wichtigen und unwichtigen Dinge auszufragen, die ein Mutterherz mit Freude und Stolz erfüllen. Eines Tages aber hieß es, daß sie mit ihrem Vater nach Europa reise, und so mußte dann die Nähterin sonstwo Arbeit suchen. Vier Jahre hielt sie es noch aus, dann verlor sie die Sehkraft ihres Auges und nun steht sie heute an der Tür des Armenhauses und bittet um Aufnahme."

Der Arzt schwieg. Die Erzählung hatte ihn angegriffen. Fräulein Carter näherte sich leise der gebeugten Gestalt dort am Fenster, deren Haupt auf das Gesimse gesunken war. Sachte schlug sie den Schleier zurück und sah die Frau — welche ihr die Kleidung von Kindheit an verfertigt hatte. „O, meine Mutter, meine arme Mutter!" rief die junge Dame schluchzend und umschlang die zitternde Gestalt. „Du sollst nicht in das Armenhaus! Ich bin ja die einzige Erbin meines verstorbenen Adoptivvaters, deine Augen sollen geheilt werden und du sollst so glücklich sein, wie ich es bin, seitdem ich dich gefunden!" Und von dem angrenzenden Saal, in dem eben der Gottesdienst zu Ende gekommen war, vernahm man die gedämpften Worte des Predigers: „Der Friede Gottes, höher denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Jesus Christus zum ewigen Leben!" —Wlt.

Ein Trostwort.

Im Jahre 1808 schrieb Matthias Claudius einer befreundeten Dame, die um ein verstorbenes Kindlein aufs Tiefste betrübt war, folgenden Brief: „Wir wissen aus Erfahrung, wie ihnen zumuthe ist, und haben treues Mitleid mit Ihnen. Sie wissen, daß unter solchen Umständen alle Trostgründe aus dieser Welt ein kümmerlicher Behelf sind, und Sie wollen sich auch damit nicht trösten. In Sachen, wo es Ernst gilt, gibt es keinen anderen Trost als in der Religion, deren Werth und Kraft man vorher schon kennt oder bei solcher Gelegenheit kennen lernt. Wenn uns von guter Hand gesagt wird, daß kein Haar von unserem Haupte fällt ohne den Willen des Vaters, so kann man fest vertrauen, auch wo man ihn nicht versteht und bei seinen Wegen zu verlieren scheint. Und Ihr kleiner Fritz ist nicht verloren; er ist nur wie ein Vöglein über die Mauer in einen andern Garten geflogen, und da sollen Sie ihn wiederhaben. So gut er auch in Ihren Händen versorgt war, er ist nun in besseren Händen. Er hat die lange, gefährlich Reise nicht zu machen, von der man schwer mit der Unschuld zurückkommt, mit der Ihr Fritz heimgezogen ist. Gönnen Sie ihm das, und entbehren Sie seiner gern dafür eine Zeitlang. Als unsere Kinder starben, weinten wir auch um sie; und doch nähmen wir sie, wenn es uns freigestellt würde, nicht wieder zurück zu uns und denken lieber daran, zu ihnen zu gehen. So wird es auch Ihnen werden, wenn der erste Schmerz überstanden ist. Und das wünschen wir Ihnen; denn man befindet sich wohl dabei, wenn man die Augen nicht bloß auf diese elende Welt richtet."

Lebt deine Mutter noch?

Es war Sonntag, und die Leute gingen zum Gottesdienst, denn die Glocke hatte schon unlängst geläutet. Geradeüber war eine Schenke, und davor saß ein Matrose, hatte die Arme über die Brust gekreuzt, die Zigarre im Munde und sah verächtlich drein wie die Leute zur Kirche gingen. — Da kam ein Mann des Wegs mit seinem Gesangbuch unter dem Arm, ging an dem Matrosen vorbei, sah ihn zufällig an, und der Matrose sah ihn auch an mit einem Lächeln, als dächte er: Du Narr, was läufst du noch in die Kirche! Der Mann verstand diesen Blick, blieb stehen und fragte: „Freund, willst du nicht mit in die Kirche?" — „Nein!" brummte er barsch, wandte sich um und blies den Cigarrendampf über die Schulter. — Der Mann aber fuhr fort: „Freund, du mußt böse Tage gehabt haben; lebt deine Mutter noch?" — Der Matrose blickte betroffen dem Fremden ins Gesicht und schwieg stille. — „Wenn deine Mutter hier wäre," fuhr er fort, „die würde sehr traurig sein." Weiter sagte er nichts und ging der Kirche zu. Der Matrose sah starr vor sich hin und saß lange in Gedanken. Dann stand er auf, warf die Cigarre fort und ging

langsam über die Gasse in die Kirche. Das eine Wort „Mutter" hatte ihm die Seele getroffen.

Eine gute Antwort.

In Begleitung einiger Missionare, die von China nach Japan reisten, um unter den dort studierenden Chinesen das Evangelium zu verkündigen, befanden sich drei chinesische Studenten, von denen der eine in der Bibel las. Ein Mitpassagier aus dem Westen fragte ihn, was das für ein Buch sei, das er studiere. „Es ist die Bibel," lautete die Antwort. Da erging sich der gottlose Christ zum Erstaunen des Chinesen in einer Flut von Spottreden und sagte unter anderem: „Sie glauben doch nicht etwa, was in diesem Buche steht? Wissen Sie denn nicht, daß das alles Unsinn ist und daß kein gebildeter Europäer mehr dies glaubt?" Da erwiderte der Chinese: „Ich glaube der Bibel, aber ich möchte Ihnen noch etwas sagen. Ehe ich Jesum als meinen Heiland annahm, war ich vielleicht noch ungläubiger als Sie, ich war sozusagen ein Gottesleugner. Aber in meinem Streben, ein guter, rechtschaffener Mensch zu sein, erlitt ich damals eine Niederlage um die andere. Seitdem ich nun in Gemeinschaft mit Jesus Christus gekommen bin, habe ich die Erfahrung gemacht, daß dies eine Kraft über mich bedeutet. Diese Kraft ist jetzt schon wirksam in mir und durch mich, und aus Erfahrung weiß ich, daß ein Mensch, ohne diese geistliche Kraft zu haben sich nicht unbefleckt erhalten noch sich zu den höchsten Idealen emporheben kann."

Soteris.

Als der Kaiser Diokletian sein grausames Edikt gegen die Christen erließ, wurde auch, so erzählen uns die Alten, Soteris, eine christliche Jungfrau von vornehmem Stande eine Verwandte des Bischofs Ambrosius, eingezogen (ums Jahr 300) und vor den Richter geführt. Rohe Henkersknechte schlugen ihr mit Fäusten in das zarte Antlitz und gaben ihr unter wildem Spott und Hohn zahlreiche Backenstreiche. Sie aber gedachte, daß vor ihr Kriegsleute ihrem Herrn und Meister ins Angesicht geschlagen und gespieen hatten, und, getreu seinem Vorbilde, ertrug sie die Mißhandlungen mit Geduld. Der Herr aber, dessen Leben auch ihr Leben war, und dessen sie sich in ihren Martern getröstete, war in ihrer Schwachheit so mächtig, daß sie, als nun die Peinigungen begannen, die härtesten Folterqualen ertrug, ohne einen Seufzer auszustoßen, ohne eine Träne fließen zu lassen. Selbst die harten Herzen der Richter staunten ob solcher Standhaftigkeit und, um den sie beschämenden Anblick der heldenmütigen Dulderin loszuwerden, verurteilten sie dieselbe zur Enthauptung. Wie ein müder Pilger, dem sich nach langer Wanderschaft die Türe des Vaterhauses öffnet, ging sie freudig dem Tode entgegen.

Canada.

Saskatchewan.

Neville, Saskatchewan, den 23. August. L. Br. Wiens! Hiermit sende ich Dir in Postanweisung $1.00 für ein weiteres Jahr für die Rundschau und bitte, das Blatt nicht nach Wymark, sondern nach Neville, Saskatchewan zu senden. Unter den Farmern bei Neville habe ich eine Privatschule übernommen. Obiges möge allen meinen Freunden hüben und drüben zur Nachricht dienen.

Am 6. August — dieser Tag sollte mit großen Lettern, nicht auf Marmortafeln, sondern in unser aller Herzen geschrieben sein — war ein Tag des Segens und des Heiles, an dem der Herr in seiner Gnade so fühlbar nahe war. An diesem Tage wurden in Wymark sieben junge Seelen in der heil. Taufe durch Aeltesten P. Regier in Christi Tod begraben und der Gemeinde einverleibt. Am Nachmittage vereinigten wir uns beim Mahle des Herrn. Des Herrn Tod, der uns dabei verkündigt wurde, zeigte uns auf's neue, wie groß die Liebe Gottes ist, die sich in Christo Jesu geoffenbaret hat; es zeigte uns aber auch wieder, wie tief wir gefallen, nun aber, gelobt sei er in Ewigkeit! Gemeinschaft mit ihm haben dürfen. Die ganze Woche vorher hatten wir durch lieben Predigerbesuch Gelegenheit, Einkehr in uns zu halten und uns auf die bevorstehende Feier vorzubereiten. Erst kam Bruder Herman Fast, Herbert, und hielt eine gediegene Ansprache. Er war noch da, siehe da kam noch ein sehr lieber Gast: Lehrer H. Ewert, Gretna. Auch dieser liebe Bruder malte uns die Liebe Gottes am nächsten Abend vor Augen. Donnerstag kam der liebe Aelteste und hielt noch an zwei Abenden vorbereitende Ansprachen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat!" Psl. 103.

Die Ernteaussichten sind hier noch ziemlich gute; nur hört man Klagen über schwarzen Rost. Einzelne schneiden schon Weizen. Grüßend,

Peter J. Epp.

Manitoba.

Altona, Manitoba, den 20. August. Gruß und Wohlwunsch zuvor an alle! Es ist mir immer viel wert, wenn die I. Rundschau statt der vielen Berichte die kurzen und längern Stücke zur Belehrung bringt, und ich frage mich dann oft: Soll man diesem mit einer vielleicht nur wenig interessanten Korrespondenz den Raum nehmen? Sind es doch gewöhnlich Mitteilungen, die vor Zeiten von erfahrenen Gotteskindern gemacht worden sind, woran man sich labt und seinen Glauben befestigt. Das Wort Gottes ist ja der „Urquell" alles Guten, und wenn dann eine Seele eine so heilsame Erfahrung gemacht und es in einfacher, ehrlicher Weise andern mitteilt, dann ist es gleichsam eine Bestätigung des Wortes Gottes.

Es gibt ja aber heutzutage noch die nämlichen Gnadenwunder oder Heilserfahrungen, wenn man nur mit der Sprache heraus wollte. Wer von uns, liebe Leser, (wenigstens von den erfahrenern) könnte sagen, er habe noch keine Heilserfahrung an sich persönlich erfahren, wenn er aufrichtig sein wollte? Ich denke, wir alle, der eine vielleicht mehr wie der andere, müssen bekennen: Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich.

In der Zeit nach meinem letzten Bericht ist auch schon wieder so manches vor sich gegangen. Alte, müde Erdenpilger haben ihre Häupter hinlegen dürfen, um von den irdischen Sorgen, wie wir fest hoffen, auszuruhen. Andere liegen und sehnen die Zeit herbei. So ist z. Baispiel der alte Br. Jakob Braun, von dem ich schon in meinem letzten Bericht schrieb, noch immer auf der Krankenliste. Manchmal ist es auch mehr erträglich, während es zu andern Zeiten sehr schwer ist. Auch unsere liebe Mutter, Witwe Peter Epp, ist seit vier Wochen leidend und schon über eine Woche im Bett. Sowie die Aerzte sagen, ist es eine Art Nierenleiden. Und auch mit ihr ist es wechselhaft. Und so ist auch noch die Tante Abr. Hiebert in Altona und im Dorfe Altona ein Jüngling, (man sollte meinen, in der Blüte seiner Jahre), namens John Martens, die sehr schwer zu leiden haben. Vielfach scheint Wassersucht einzutreten, wenn jemand so schon leidend ist, und dann will's manchmal lange dauern, bis es eine Wandlung gibt. Möchte der Herr allen, die so geprüft werden, viel Geduld und Ergebung verleihen, ihr Kreuz zu tragen! ist unser Gebet und Wunsch.

Die Masern, welche hier eine Zeitlang schon Hausbesuche machten, haben auch uns

erreicht. Ein sechswöchentlicher Aufenthalt derselben kommt einem, und besonders in dieser so beschäftigungsreichen Zeit, doch etwas lang vor. Aber die Zeit verstreicht deswegen ja doch, und am Schluß muß man doch sagen, es hat noch gut gegangen, wenn sie mir keine Spuren hinterließen. Aber zwei unserer Kinder scheinen sie noch immer nicht aus den Augen los zu werden. Und weil ich selbst von meiner zartesten Kindheit an die Folgen solchen Leidens habe tragen müssen, so tut mir das leid. Aber vielleicht werden sie auch noch mit Gottes und des Arztes Hilfe heil; wollen es hoffen!

Die Witterung welche von anfangs Juli außergewöhnlich heiß war, wurde vor einer Woche von einer kühlen Welle unterbrochen. Drei Nächte war der Frost nahe an, es hat aber doch nicht ganz gefroren und unsere Gartengewächse stehen noch in voller Pracht. Es ist gegenwärtig auch wieder recht ungemütlich warm. Das Getreide reifte der großen Hitze wegen (vielleicht noch mehr des Mehltaus halber) zu früh und demgemäß ist jetzt auch der Ertrag. Von dem, was wir gedroschen, haben wir per Acre 12 Buschel Weizen, 22 Buschel Hafer und 15 Buschel Gerste. Es ist nur sehr mittelmäßig und dazu noch von geringer Qualität, aber die Preise sind hoch, eigentlich zu hoch, denn es kann vielleicht schon mit Recht gesagt werden, daß wir teure Zeit haben.

Nun zum Schluß noch allen Freunden, Verwandten und Geschwistern, sowie Bekannten die beste Gesundheit, Gottes Segen und Beistand wünschend, schließt für heute

Maria Epp.

Ein überraschungsreicher Tag.

Weaver, ein ehemaliger Minenarbeiter und nunmehriger Prediger, erzählt:

Die meisten Leute glauben, ich hätte bloß deßwegen die Minen verlassen und sei Prediger geworden, um es besser zu haben. Wäre dies wirklich mein Beweggrund gewesen, so wäre ich bald gründlich enttäuscht worden. Oft war die Armuth in meiner Familie so groß, daß wir nicht mehr zu beißen hatten und keinen Pfennig besaßen, um Lebensmittel zu kaufen.

Besonders lebhaft steht mir in dieser Beziehung ein Morgen in Erinnerung. Wir hatten sechsunddreißig Stunden nichts gegessen, und ich sollte nach London verreisen, um dort zu predigen; aber ich hatte ebenso wenig Geld, um die Reisekosten zu bestreiten, als um Speise zu kaufen.

Wir saßen still um unseren leeren Tisch herum. Ich nahm die Bibel, las einen Abschnitt daraus und kniete nieder, um zu beten. Da zupfte mich mein kleiner Knabe am Kleid und bat:

„Papa, ich habe Hunger, bete jetzt nicht; gib mir was zu essen, nachher kannst du beten. Ich bin so hungrig!"

Dann wandte er sich zu seiner Mutter: „Mama, sage doch Papa, er solle nicht mehr beten; ich möchte frühstücken, ach, ich bin so hungrig!" Hierauf kam er wieder zu mir und lehnte sich an mich; ich fühlte seine heißen Thränen an meiner Wange. Nie werde ich vergessen, was mein Herz da litt! Ich konnte nichts thun, als Gott noch dringender um Hülfe anflehen.

Plötzlich klopfte es. Als ich öffnete, stand der Postbote vor mir und überreichte mir einen eingeschriebenen Brief; derselbe kam von einem mir unbekannten Freund und enthielt eine Banknote von hundert Franken. Nun konnte ich meinen Lieben Nahrung verschaffen und meine Reise nach London antreten. Voll Dankes gegen Gott nahm ich Abschied von den Meinen.

Im Eisenbahnwagen setzte sich ein Herr zu mir und fing ein Gespräch mit mir an. Er redete eifrig über politische Dinge, und ich antwortete so gut ich konnte. Bald aber frug ich ihn, ob wir nicht lieber einen anderen Gesprächsgegenstand wählen wollten. Er war's zufrieden und bat mich, ihm zu sagen, von was ich gern rede.

„Sprechen wir von der Liebe Gottes," antwortete ich. Da legte er seine Zeitung beiseite, zog den Hut ab und fragte ernst:

„Kennen Sie denn etwas von der Liebe Gottes?"

„Ja," erwiderte ich, „ich weiß, daß Gott mich liebt und daß er seinen Sohn für mich dahingegeben hat!"

„Gott sei gelobt!" rief mein Begleiter.

Darauf beteten wir miteinander und dankten Gott für seine große Liebe zu uns armen Menschenkindern.

Der Herr bat mich nun, ihm meinen Namen zu nennen. Als ich sagte: „Richard Weaver," griff er in die Tasche, zog eine volle Börse hervor und reichte sie mir mit den Worten:

„Nehmen Sie dies, und Gott segne Sie!" Erstaunt bat ich ihn, mir zu erklären, weshalb er mir ein solches Geschenk machen wolle."

„Erinnern Sie sich, einmal in Liverpool gepredigt zu haben?" frug er. Ich bejahte. „Nun, sehen Sie, ich hatte einen Sohn, der, durch schlechte Kameraden verführt, ein böses Leben führte und uns unendlichen Kummer bereitete. Er trank und spielte und bestahl uns, seine Eltern, mehr als einmal. Zu jener Zeit hörte er Sie predigen, ging in sich und bekehrte sich. Heute ist er unser größter Trost und unsere Stütze. Diese Börse trage ich schon lange mit mir herum, um sie Ihnen bei der ersten Gelegenheit zu übergeben, als Zeichen meines Dankes gegen Gott, der sein Wort in Ihrem Munde so an meinem Sohn gesegnet hat."

Mit dankerfülltem Herzen nahm ich nun die Börse an.

Doch die Ueberraschungen dieses Tages waren noch nicht zu Ende. Ich sollte unterwegs an einem Orte predigen und mußte ich deßhalb in einen anderen Zug steigen. Im Wagen traf ich zwei Matrosen und eine anständig gekleidete Frau. Die jungen Männer redeten eifrig miteinander und mißbrauchten dabei oft den Namen Gottes. Ich konnte dies nicht mehr anhören, stand auf und wandte mich an den einen der beiden:

„Bitte, mein Freund, schmähen Sie meinen Vater nicht länger."

„Ihren Vater schmähen," erwiderte er erstaunt, „aber ich kenne ihn ja gar nicht und habe nie von ihm geredet. Kennst du ihn vielleicht, John?"

„Nein," antwortete sein Kamerad.

„Um so trauriger für Sie," sagte ich, „wenn Sie meinen Vater kennten, würden Sie ihn auch lieben, ich bitte Sie herzlich, mißbrauchen Sie seinen Namen nicht mehr." Dann ergriff ich seine Hand und redete mit ihm von Gottes Liebe und Barmherzigkeit.

Der junge Mann erzählte mir, vor einem halben Jahr habe er am Sterbebette seiner Mutter gestanden; sie habe die Hände auf sein Haupt gelegt und Gott angefleht, ihn zu segnen.

„Glauben Sie," frug er mich, „daß Gott mich armen Sünder noch retten will?"

Ich redete noch viel mit den beiden, und bevor wir uns trennten, knieten wir im Wagen nieder und baten Gott um seine Gnade und Vergebung. Unser Gebet ward erhört. Einer der zwei Matrosen ist heute Missionar.

Als ich ausstieg, folgte mir die Frau, die mit uns im Wagen gewesen war, und frug mich, ob mein Name nicht Richard Weaver sei. Aus meinem Gespräch mit den Matrosen hatte sie geschlossen, ich sei der ehemalige Kamerad ihres Mannes. Vor mehr als einem Jahre hatte ich an ihrem Wohnort gepredigt. Sie erzählte nun folgendes: „Zu jener Zeit war ich in großer Armuth und Noth. Die Kinder und ich kamen fast um vor Hunger und Elend. Mein Mann war ins Gefängnis geworfen worden, und

auf seinem Tische zu uns sah er einen Zettel angeschlagen, der Ihren Namen trug und ankündigte, Sie würden am selbigen Tage predigen. Mein Mann dachte das ist gewiß der Weaver, der früher mit mir in den Minen arbeitete; ich muß hören, wie der predigt. Sie hatten den Text gewählt: „Der Meister ist hier und ruft dich." Mein Mann war durch Ihre Predigt so ergriffen, daß er sein Herz Gott gab und von jenem Tage an ein neues Leben begann. Ich erwartete ihn mit Zittern. Doch als er endlich kam, frug er freundlich nach den Kindern und befahl mir, sie zu holen. Ich weckte die Kleinen und brachte sie dem Vater. Gerührt nahm er eines nach dem andern in die Arme und sagte:

„Liebe Kinder, der Heiland hat euch heute Abend einen neuen Vater geschenkt."

Zuletzt umarmte er auch mich und sagte unter Thränen: „Mein liebes Weib, von nun an sollst du einen besseren Mann haben!"

„O, Herr Weaver, die Worte „mein liebes Weib", die ich seit Jahren nicht gehört hatte, thaten mir so wohl! Ich kann Ihnen nicht genug danken. Gott segne Sie!"

Anderen Tages klopfte es an meiner Thür; auf mein „Herein" traten vier reinlich gekleidete Kinder in Begleitung ihres Vaters ins Zimmer. „Gott segne dich, Richard," rief er, „ich bin der Mann, von dem dir gestern meine Frau erzählt hat." Vater und Kinder sahen glücklich und zufrieden aus, und alles an ihnen zeugte von Bescheidenheit und Wohlergehen.

Wir dankten zusammen Gott, der alles so herrlich gefügt hatte.

Nur ein Irrtum.

Vor einigen Jahren, erzählt A. G., besuchte ich einen Freund, der nahe am Meere wohnte. Eines Morgens gingen wir am Ufer spazieren, als eben die Ebbe eingetreten war; ich sah eine Strecke vom Land ein zertrümmertes Schiff im Sande zwischen Felsen eingeklemmt, und fragte meinen Freund, wie das Schiff dorthin gekommen sei; darauf gab er zur Antwort: „An diesem Unglück war ein kleiner Irrtum schuld." Nun wunderte ich mich erst recht und verlangte die Geschichte zu hören. Er erzählte also: „Vor einigen Monaten kam jenes Schiff aus Südamerika mit Gütern beladen, es war Abend, als sie in die Nähe des Landes kamen; die Schiffsleute sahen von ferne ein Feuer, dessen heller Schein weithin sichtbar war; in der Meinung, es sei der Leuchtturm, steuerten sie darauf zu; erst als es zu spät war, erkannten sie den Irrtum, und während der Wendung des Schiffes trieb es auf die Felsen." — „Sind Menschen dabei umgekommen?" fragte ich. — „Nur zwei, aber die Güter gingen alle zugrunde," war die Antwort. — Ich verviel in tiefes Nachdenken und kann den Gedanken bis heut nicht los werden: ein Irrtum war Schuld am ganzen Unglück; darüber lassen sich mancherlei Dinge sagen und auch schreiben. Man kann ganz unschuldigerweise in einen Irrtum geraten und doch zugrunde gehen. Dieses war der Fall bei jenen Schiffsleuten; sie meinten es aufrichtig, sie waren ehrlich, ein falsches Licht hatte sie verführt, vielleicht bloß eine Viertelmeile vom Weg ab, und dennoch scheiterte ihr Schiff. Manche junge Leute sind in der nämlichen Gefahr; sie folgen einem falschen Licht, es führt sie neben die Kirche, neben die Sonntagschule dem Vergnügen nach; sie sehen keine Gefahr und merken nicht, daß sie vom rechten Weg abweichen, man möchte fast sagen, unschuldigerweise gehen sie ins Verderben. — Nein! nicht unschuldigerweise. Sie haben Augen und sollten Gebrauch davon machen; sie haben Verstand und sollten es überlegen; ja, noch mehr: der wahre Leuchtturm, das Wort Gottes, scheint helle, sie könnten ihren Irrtum gewahr werden; aber die Lust zum eiteln Vergnügen hat ihre Augen verblendet, daher gehen sie nicht unschuldig verloren. — Mancher Junge sagt: Was andere tun dürfen, darf ich auch, er untersucht nicht, ob es recht ist, und geht in die Irre. Es ist ein Irrtum, zu denken, wir dürfen tun, was andere tun, und dieser Irrtum ist sehr gefährlich. — Einmal sah ich einen Mann von einer Brücke ins Wasser springen und ans Land schwimmen; etliche Knaben wagten es und konnten es auch vollbringen, ich durfte nicht; warum? Eine deutliche innere Stimme sagte mir: du kannst ja nicht sicher genug schwimmen, du gehst zugrunde. So ist es in jeder Hinsicht, wir müssen uns selbst kennen lernen; denn das Licht, das wir vor uns sehen, dem wir nachsteuern, möchte leicht ein Irrlicht sein. Fußstapfen im Schnee sind schön, man kann hineintreten, sie sind eine gebrochene Bahn und machen das Gehen im tiefen Schnee leichter, aber Leser, seht doch erst nach, ob sie auch nach der Richtung führen, die ihr gehen sollt, ehe ihr ihnen folgt, denn sonst könnten sie euch leicht irre führen und unglücklich machen. Darum ist vor allen Dingen notwendig, daß ihr inne werdet, was das Ziel eures Lebens ist, dieses findet ihr in Gottes Wort; das ist euer wahres Licht, dem folget und weichet weder rechts noch links!

Sage zur rechten Zeit „nein"!

Es ist für den Frieden und das Wohlergehen eines Menschen von größter Wichtigkeit, daß er im rechten Augenblick „nein" zu sagen vermag. Schon mancher ist zu Grunde gegangen, weil es dies nicht konnte oder wollte. Das Laster gewinnt oft eine Herrschaft über uns, weil wir nicht den Mut haben, „nein" zu sagen. Wir unterwerfen uns allzu bereitwillig den Gebräuchen der Welt, da wir nicht ehrlich genug sind, jenes kleine Wort auszusprechen.

Wenn dich unerlaubte Vergnügungen locken, so habe den Mut, ein energisches „nein" zu rufen! Der geheime Mahner in deiner Brust wird deinen Entschluß billigen, und deine Tugend wird dadurch wachsen. Wenn dir die Ausschweifung mit ihren verbotenen Freuden winkt, so antworte mit einem festen „nein"! Wenn du dies nicht tust, sondern nachgibst und unterliegst, so verläßt dich die Tugend; und dein Selbstvertrauen wird verhängnisvoller Weise erschüttert. Zur ersten Weigerung mußt du vielleicht eine Kraftanstrengung machen; aber deine Kraft wird mit der Uebung wachsen. Das einzige wirksame Mittel, den Lockungen der Trägheit, Genußsucht, Torheit und Liederlichkeit entgegenzutreten, besteht darin, daß man ihnen ein zorniges „nein" zuruft. In einem zu rechter Zeit gesprochenen „nein" offenbart sich oft eine hohe Tugend.

Erfolg.

Wenn der Erfolg so leicht gewonnen werden könnte, als er versprochen wird, so würde es in dieser Welt wenig Mißgeschick geben. Jede Tageszeitung ist voll lockender Verheißungen für junge Leute. „Gute Gelegenheiten" werden dargeboten, die nur die Unerfahrenen täuschen. Wenn es auch wahr ist, woran wir beständig erinnert werden, daß die Zeiten sich geändert haben, so ändern sich doch die Grundsätze nicht, und der wahre Erfolg wird heute errungen, wie er in den Tagen Salomos errungen wurde. Ein berühmter Geschäftsmann schlägt den rechten Ton an in folgenden Worten: „Ich kenne für den jungen Mann, der sich vor Mißerfolgen hüten will, keinen besseren Führer als die Bibel. Das teure alte Buch hat im Laufe der Jahrhunderte nichts von seine Fähigkeit zum Beistand verloren und ist noch heute die beste Seekarte für den jungen Reisenden auf dem stürmischen Meer des Lebens. Es ist die Gewohnheit einiger, über die Lehren der heiligen Schrift zu lachen; aber dies sind nicht die Männer, wel-

Fortsetzung auf Seite 11.

Die Mennonitische
Rundschau

Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für Amerika $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:

C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA.
U. S. A.

6. September 1916.

Editorielles.

— „Es ist aber ein großer Gewinn, wer gottselig ist und läßt ihm genügen." 1. Tim. 6, 6.

— Die Genügsamkeit wird allgemein empfohlen, und es heißt von ihr, daß sie der größte Reichtum ist. Nach den Worten Pauli ist sie ein großer Gewinn, und von der Gottseligkeit sagt er auf einer andern Stelle, sie sei zu allen Dingen nütze. Man sollte mit Ernst nach diesen beiden Tugenden trachten.

— Wenn man irdische Güter verloren hat, weiß man, wie viel Gutes mit denselben hätte getan werden sollen; sieht man die Gesundheit und Kräfte schwinden, so erinnert man sich daran, daß man nicht allezeit die Gesundheit geschätzt und die körperlichen Kräfte zum Besten angewendet hat, und bereut es; wenn Leute am Ende ihrer irdischer Laufbahn den Tod vor sich sehen, so erkennen sie oft mit bitterer Reue, wie wenig Ernst sie angewendet haben, ihr Leben und ihre Zeit richtig auszukaufen: Die Gottseligkeit kann uns vor bitterer Reue, die zu spät kommt, bewahren.

— Weil die sogenannte Kinderlähmung sich noch immer weiter verbreitet, hat das Staats-Gesundheitsdepartment von Pennsylvanien für die Schulen dieses Staates bestimmt, den Beginn des Unterrichts nicht vor dem 18. September zuzulassen. Auch ist den Kindern bis zu sechzehn Jahren in dieser Zeit der Besuch der Sonntagschulen, kirchlichen und andern Versammlungen verboten, um der Ausbreitung dieser gefürchteten Krankheit entgegenzuarbeiten. Wie zu Israels Zeit, so sendet der Herr auch heute noch oft plötzlich eine Krankheit oder Plage über ein Volk und zeigt ihm, daß eine höhere Hand über seine Pläne waltet, der es nicht zu widerstehen vermag. Aber nicht immer sind die Völker so willig, Buße zu tun, wie die Leute zu Ninive, welche den Worten Jonas glaubten und Buße taten in Sack und Asche.

— Br. A. B. Wiens von Uneda, Kansas, berichtet, daß sie seit dem 13. Juni außer einigen kleinen Schauern bis jetzt noch nicht Regen hatten, es aber jetzt ganz darnach aussieht, daß sie Regen bekommen können. So trocken ist es auch in andern Gegenden, während in noch andern es mehr Regen gibt, als den Leuten lieb ist. Der Herr hat es sich vorbehalten, seinen Segen nach eigenem Ermessen zu verteilen, und oft finden wir, daß unsere Gebete in mancher Beziehung nicht so erhört werden, wie wir es uns gedacht hatten, und uns zugerufen wird: Laß dir an meiner Gnade genügen. Jesus betete: Ist es möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, fügt aber dann hinzu: doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Auch wir können in Lagen kommen, und kommen oft in dieselben, wo unser Wille und Wünschen nicht zu unserm Besten und zum Besten des Reiches Gottes gereichen würden, und dann muß Gott zu unserm Gebet schweigen oder vielmehr uns sagen: Was ich jetzt tue, weißt du nicht; du wirst es aber hernach erfahren.

— „Unsere Religion ist eine Religion des Friedens und nicht des Krieges" erklärt eins unserer Wechselblätter unter Hinweis auf den gegenwärtigen Krieg und die Stellung, welche Christen zu dem Kriege einnehmen sollten und die, welche sie in Wirklichkeit einnehmen. Die Religion ist in der Tat eine Religion des Friedens, aber ihre Bekenner sind leider nicht von dem Geist des Friedens durchdrungen, sondern ein Geist der Selbstsucht, Mißgunst und des Hasses erfüllt ihre Herzen und regiert ihr Streben und ihre Handlungen. Nichts Gutes ist im Menschen, aber er will es sich nicht eingestehen, bildet sich vielmehr immer wieder ein, daß Gottes vernichtendes Urteil über ihn und seine Gerechtigkeit nicht zutrifft. Welch ein Wunder der Liebe Gottes, daß seine Gnade und Langmut noch nicht aus sind, und er noch immer zur Buße ruft und seine Gerechtigkeit als freies Geschenk anbietet!

— Die römische Kirche sieht im Tanz eine Gefahr für die, die diesem Vergnügen fröhnen und für alle, die demselben beiwohnen. Ein Wunder ist es, daß die katholische Kirche, welche das erleuchtende und lebendigmachende Wort Gottes ihren Gliedern vorenthält, zu dieser Einsicht kommt, während tausende evangelische Christen blind mit der Gefahr spielen und den Tanz ein unschuldiges Vergnügen oder edle Kunst nennen. Aber auch natürlich Blinde sind mitunter fähig Dinge zu erkennen, die der Sehende in Gleichgültigkeit oder absichtlich übersieht. Als in einer Gebetstunde der Prediger einer christlichen Gemeinschaft klagte: Sogar unter den Gliedern unserer Gemeinschaft sind solche, die zum Tanz gehen und sich selbst daran beteiligen, erklärte eine anwesende Frau ihren Standpunkt folgend: Ich selbst gehe gern zum Tanz und daher halte ich es für ungerecht, meine Kinder dieses Vergnügens zu berauben. Sie meinte gerecht zu handeln und tat es von ihrem Standpunkt aus auch. Aber ihr Standpunkt war ein verkehrter und darum auch ihre Handlungsweise verkehrt.

— Die Frage, ob der Krieg bald aufhört, findet immer noch nicht die gewünschte Antwort, vielmehr scheint es jetzt, daß diese Frage verneinend beantwortet ist. Anstatt, daß sich die Zahl der Kriegenden verringert, schließen sich denselben noch wieder mehr an. Nach den neuesten Nachrichten, ist Rumänien auf die Seite der Alliierten und damit in den Krieg gegen die Mittelmächte getreten. Wenn es Tatsache ist, daß die Rumänen 900,000 Mann stellen, dann dürfte der Kampf eher an Heftigkeit zunehmen als abnehmen. Außerdem heißt es noch, daß Griechenland wahrscheinlich in nächster Zukunft dem Beispiel Rumäniens folgen werde. Das ist sicher ein harter Schlag für die Mittelmächte, die auf einen Zuwachs ihrer Kraft durch Zutritt neuer Verbündeten nicht rechnen dürfen, dagegen aber durch den Eintritt Rumäniens in den Krieg der Gefahr ausgesetzt sind, von der Türkei abgetrennt zu werden. Daher ist es kein Wunder, wenn jetzt im Lager der Alliierten große Freude und eine zuversichtliche Stimmung herrscht. Doch damit ist ihnen ihr baldiger Sieg noch nicht gesichert, denn wir wissen, daß seit dem Beginn des Krieges, die Lage sich oft zum Vorteil der Alliierten gewendet hat, ohne ihnen aber den erwarteten Erfolg zu bringen. An ein Nachgeben der Mittelmächte, ehe dieselben vollständig erschöpft oder ihre Aussichten auf einen endlichen Sieg ihrer Waffen hoffnungslos dahin sind, glauben auch die Alliierten wohl nicht mehr. So kann denn das Schlachten noch lange fortgehen, wenn es nach den Plänen der Beteiligten gehen

sollte; aber wir wissen, daß Gott nicht von diesen Plänen abhängig ist. Er kann Sieg geben, wem er will und auch den Streit zu Ende bringen, wann er will.

— Wir bringen in dieser Nummer einen Brief von Rußland, der uns auf dem Umwege über die Redaktion des „Christlichen Bundesbote" zugesandt wurde. Aus diesem Briefe könnte man fast verstehen, daß unsere Geschwister in Rußland noch guten Mutes sind und nicht so schwer unter den gegenwärtigen Zuständen zu leiden haben. Dies ist freilich ein Brief aus einer östlich gelegenen Gegend Rußlands, wo die Verhältnisse ganz andere sein mögen, wie im Süden und Westen; aber auch sonst erfahren wir, daß manche Rußländer die Sache der Mennoniten in Rußland noch nicht für verloren halten, besonders deshalb, weil die Partei, welche zu Anfang des Krieges sich des Staatssteuers bemächtigt hatte, immer mehr an Einfluß und Macht verliert, wogegen diejenige, welche vor dem Ausbruch desselben das Steuern besorgte, immer mehr an Vertrauen gewinnt. Sollten diese mit guter Hoffnung in die Zukunft Schauenden Recht behalten, so würde die Einwanderung in unser Land nicht so großartig ausfallen, wie wir anzunehmen geneigt waren, doch haben mehrere von dort versichert, daß nach dem Kriege viele dem Vaterlande den Rükken kehren werden, selbst, wenn die vor dem Kriege gegoltenen Bestimmungen wieder in Kraft treten sollten. Der Schreck, in welchen die plötzliche Wandlung in der Gesinnung der Regierung gegenüber den Mennoniten diese versetzte, mag auch später bei manchen nicht so leicht verfliegen und sie bestimmen, an dem einmal gefaßten Entschluß, Rußland zu verlassen, festzuhalten.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Jacob H. Voth, Reedley, California, berichtet den 20. August: „Das Wetter wird wärmer, das ist auch gut für die Rosinen."

Abr H. Martens von Grüntal schreibt den 20. August: „Das Wetter ist jetzt sehr schön, was wir auch schon sehr wünschen, denn es ist dieses Jahr schon spät. Das Getreide steht hier sehr schön; aber es ist noch sehr grün. Vor Hagel sind wir bis jetzt noch verschont geblieben; aber auf einigen Stellen hat es schon wieder sehr gehagelt, was einem manchen wird die Rechnung durchstrichen haben. Bei Euch ist wohl schon alles gedroschen, nicht wahr, Editor? (Wir sehen hier noch alle Tage, daß auf einigen Feldern die Garben warten, abgeholt zu werden. Ed.) Hier im hohen Norden wollen wir jetzt anfangen zu schneiden. Editor und Lesern eine frohe Gesundheit wünschend, verbleiben wir grüßend, Abr. H. und Agatha M."

Jacob G. Hiebert, schreibt den 28. August: „Lieber Editor! Einen Gruß zuvor und Gottes reichen Segen zur Arbeit! Ich kann berichten, daß wir verhältnismäßig gesund sind. Da wir umgezogen sind, bitten wir, unsere Adresse von Lehigh, Kansas, nach Walton, Kansas zu ändern und diese Veränderung in der Rundschau bekannt zu machen."

Fortsetzung von Seite 9.

che die größten Höhen im Geschäft oder in der Gesellschaft erreicht haben. Laßt einen jungen Mann die Weisheit der Bibel studieren und sich mit ihrer nackten, mannhaften Wahrheit bekannt machen, so kann er in seinem Alltagsleben sich nicht weit verirren. Gestärkt durch eine gesunde, sittliche Selbstzucht wird der junge Geschäftsmann nie die Bitterkeit des Fehlschlagens kennen, und das Leben derjenigen, die im Kampf ums Dasein untergehen, wird ihm stets verwunderlich erscheinen."

Ein Mittel, das half.

Prediger K. erzählt: Eines Tages rief mich ein Baron zu sich. Er hatte den Feldzur von 1870—71 mitgemacht und war ein tapferer Streiter geworden. Bei meinem Besuch, wo ich sein ganzes Haus in Aufregung fand, sagte er zu mir: „Ich habe im Kriege jedes wilde Pferd gebändigt, allein mit meinem zwölfjährigeen Jungen kann ich heute nicht fertig werden. Er hat in der Schule betrogen, und eine Aufgabe abgeschrieben und er will sein Unrecht nicht bekennen. Ich habe ihn geschlagen, bis mir mein Arm wehe tat, allein es hälf nichts. Nun sperrte ich ihn in die dunkle Kohlenkammer und habe ihn dort hungern lassen, aber es hilft alles nichts, er will es einmal nicht gestehen."

„Ich ließ nun den Knaben ins Wohnzimmer kommen. Der Knabe kam, sah ganz verweint aus und trug im Gesicht die Spuren der Kohlenkammer. Ich unterhielt mich freundlich mit ihm und sagte ihm, wie der Herr Jesus ihn lieb habe; dann knieten wir zusammen mit den Eltern nieder zum Gebet. Nun bat ich den Vater, dem Jungen, der hungrig war, zu essen zu geben. Der Junge ging ins Speisezimmer, aber schon nach zehn Minuten kam die englische Gouvernante zurück und sagte: Ich weiß nicht, was das ist, aber der Knabe will gar nicht essen. Er sagt, er könne nicht schlucken, es bleibe ihm alles im Halse stecken, er könne nichts essen, ehe er bekannt habe. Und nun kam der Knabe und bekannte den Eltern sein Unrecht.

Licht, mehr Licht!

Jüngst hatte ein Professor Versuche mit Bohnenpflanzen angestellt. Er beschattete sie zur Hälfte, so daß sie nur die Hälfte des Tageslichts empfingen. Im Oktober wurden die Bohnen geerntet, und man machte eine überraschende Entdeckung Jene Früchte der halbbeschatteten Pflanzen verhielten sich zu den natürlich gewachsenen wie 29: 40; das Gewicht der getrockneten Bohnen wie 1:3. Im nächsten Jahre gaben diese minderwertigen Bohnen kaum noch die halbe Ernte, obgleich sie in diesem Jahre genau unter gleichen Verhältnissen und auf demselben Boden wuchsen wie die anderen; im folgenden Jahr aber erzielten sie überhaupt keine Ernte mehr, sondern nur noch taube Blüten. Die Entziehung des Sonnenlichts während des einen Sommers hatte also die ganze Nachkommenschaft derart entnervt, daß sie im vierten Jahr erlosch.

Welch eine eindringliche Lehre gibt diese Tatsache aus dem Naturreiche für unser Geistesleben, sonderlich allen Eltern, Lehrern, Erziehern und Gesetzgebern! Was nützt der allerbeste und zubereitetste Boden, wenn das Sonnenlicht fehlt? Und was nützen dem Menschen die besten materiellen Verhältnisse, Erhöhung seiner Lebensbedingungen, Erleichterung seiner Arbeitslasten, Verkürzung seiner Arbeitszeiten, wenn das Licht von oben fehlt! Das gibt nur eine allmähliche, aber sichere Erschlaffung und Entnervung, die kaum bis ins vierte Glied dauert; die Erfahrung zeigt, daß die Menschheit ohne Licht von oben noch viel schneller in Fäulnis und Morast verkommt. Licht, viel Licht von oben ist zuerst und vor allem nötig, wo Pflanzen aus der Natur- oder Menschenwelt wachsen, gedeihen und kraftvoll sich gestalten sollen.

Die Kinderlähmung und ihre Behandlung.

Die Krankheit ist über die ganze Welt verbreitet. Die Altersgrenze schwankt zwischen dem Säuglingsalter und dem 21. Jahre. 90 Prozent der Fälle traten bisher in den vier Sommermonaten auf, um bei Eintreten des kühleren Wetters wieder zu verschwinden.

Die ersten Anzeichen der Krankheit bestehen in einem Kitzeln im Halse, während

aus der Nase ein dünn-eitriger Ausfluß sich zeigt. Während die Mandeln gewöhnlich nicht entzündlich gerötet sind, zeigen sich auf denselben weißliche Knötchen. Kurz darauf beginnt das Kind zu fiebern und wird unruhig. Die Höhe des Fiebers geht schnell bis zu 101 und 103 herauf. Dann werden die Kinder häufig schläfrig und benommen. Die nächsten Anzeichen sind plötzliches Erbrechen, heftige Schmerzen im Hinterkopfe, die sich weiterhin längs der Wirbelsäule und in den unteren Extremitäten im Gebiete der erkrankten Nerven kenntlich machen. Leibschmerzen stellen sich ein und es gibt Fälle, wo die Krankheit als eine Magenkrankheit betrachtet wird, bis sich plötzlich Lähmungen einstellen, deren Auftreten zumeist am zweiten oder dritten Tage beobachtet wird. Zunächst klagt das Kind über Schmerzen in der affizierten Extremität, speziell bei Berührung, Druck usw., ohne imstande zu sein, das betreffende Glied weg zu bewegen. In manchen Fällen sind diese Erscheinungen nicht sehr intensiv, während in anderen das Fieber sofort hoch anfängt und die Zuckungen der Gesichtsmuskeln auftreten. Solche Fälle müssen immer als ernst betrachtet werden.

Der Durchschnitt der Sterblichkeitsziffer der letzten Jahre schwankt zwischen 5 und 16 Prozent der Fälle.

Die Temperatur geht in den meisten der Fälle sehr schnell herunter und die Lähmungen stellen sich ein. Das Krankheitsbild der Lähmung im einzelnen Falle ist am Anfang ein viel schwereres, so daß ein Teil der anscheinlich gelähmten Muskeln als frei von Lähmung sich herausstellt.

Zur Verhütung der Verbreitung der Krankheit kann manches getan werden. Zunächst ist die Reinlichkeit und Reinhaltung von Bedeutung. Bei den meisten Fällen, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, fiel mir die Nachlässigkeit und Unordnung im Haushalt auf. Katzen und Hunde im Haushalt müssen entweder so reinlich gehalten werden können, daß sie keine Gefahr der Ansteckung bilden, oder wo dies nicht der Fall ist, soll man auf diese Haustiere verzichten. Im Krankenzimmer sollen solche Tiere überhaupt nicht geduldet sein und ebenso für Fernhalten von Fliegen und sonstigen Insekten, die alle zur Verbreitung der Erkrankung beitragen können, gesorgt werden. Schmutzeimer und dergleichen müssen mit Chorkalk oder Karbolsäure rein gehalten werden. Milch, die ebenfalls als Uebertragungsmöglichkeit in Betracht zu ziehen ist, sollte im Sommer nur gekocht genossen werden. Milchgefäße irgendwelcher Art sollen zugedeckt oder verschlossen gehalten bleiben.

Patienten müssen sofort isoliert werden und keinerlei Besuch zugelassen sein. Um jede Gefahr auszuschließen, soll bei Unwohlsein eines Kindes der Arzt sofort zu Rate gezogen werden. Es ist empfehlenswert für die Mutter, die das Krankenzimmer betritt, ein Waschkleid mit Kapuze und langen Aermeln zu tragen, das sie sofort nach Verlassen des Zimmers ablegt. Daß unter solchen Umständen der Verkehr mit anderen möglichst einzuschränken ist und der Besuch von öffentlichen Veranstaltungen zu unterbleiben, ist begreiflich. Sind andere Kinder in der Familie, so sollen sie von anderen Kindern ferngehalten werden, auch wenn sie keinerlei Zeichen von Krankheit zeigen. Alle Sekrete von Nase und Mund, sowie Stuhl und Urin müssen desinfiziert werden. Mindestens drei Wochen muß diese Quarantäne eingehalten werden.

Die Behandlung besteht zunächst in der Behandlung der einzelnen Symptome: Vollkommene Ruhe und Verdunkeln des Krankenzimmers, Regulierung des Stuhles und ein heißes Senfbad von ungefähr fünf Minuten sind zunächst zu empfehlen. Das Kind soll danach schlafen. Am nächsten Tage gibt man ein Salzwasserklystier, Abreibungen mit lauwarmem Wasser und nachher mit Alkohol. Kost soll nur flüßig verabreicht werden, wenig zur Zeit und daher öfter. Das Kind soll reichlich abgekochtes Wasser zu sich nehmen.

Daß die Disinfektion des Krankenzimmers nach Ablauf der Quarantäne eine sehr gründliche sein muß, braucht nicht besonders betont zu werden. — „Sendbote."

Neue Zugkraft.

Es hat vor Jahren einmal jemand nachgewiesen, daß, logisch genommen, die Juden das Land regierten. „Die Zeitungen," so philosophirte er, „sind von den großen Departement-Stores abhängig, weil diese durch ihre Anzeigen das Geld liefern, welches nötig ist, um die Unkosten zu bestreiten; die Banken sind das Rückgrat dieser Stores, denn ohne Credit können sie nicht bestehen, und da die Juden den Geldmarkt, die Banken, die Stores und durch letztere die Zeitungen beherrschen, so regieren sie das Land, eben weil die Menschen durch die Zeitungen geführt (genasführt?) werden."

Aehnlich verhält es sich mit unserer landwirtschaftlichen Presse. Wenn sie auch nicht gerade die Farmer beherrscht, so singt sie doch das Lied derer, deren Brod sie ißt, und die Brodlieferanten scheinen neuerdings die Fabrikanten von Motoren zu sein. Die Pferde kommen da schon nicht mehr zur Geltung. Was soll man sich auch um die Zucht der Pferde, deren Pflege und Behandlung kümmern? Dabei kommt nichts „Klingendes" heraus. Der Farmer, welcher ein Pferd für den Markt züchtet, zeigt nicht an, und fragt er um Rat, wie ein krankes Pferd zu behandeln ist, so will er dafür nicht bezahlen. Das Abonnement soll alles einschließen — schloß alles ein, bis die Fabrikanten von Motoren an die Front rückten und etwas bieten, was Hand und Fuß hat.

Die Erfindung und Verbesserung der Motoren ist eine Wohltat für die Farmer und die Farmpferde, sie macht der Schinderei ein Ende, besonders auf den großen Farmen, die jährlich viel Pferdefleisch zum Opfer forderten, von der Qual gar nicht zu reden, welche die Pferde zu erdulden hatten. Deshalb ist aber das Pferd, welches uns bisher solch wertvolle Dienste geleistet, noch nicht überflüssig geworden. Die kleinen Farmer sind immer noch auf ihre Pferde angewiesen und werden es noch lange sein. Ein vollkommener Ersatz gibt es nicht für die Pferde, deshalb ist es lächerlich, von einem zukünftigen pferdelosen Zeitalter reden zu wollen. Und so lange wir Pferde haben müssen, müssen wir auch um ihre Zucht und Pflege besorgt sein.

In ausländischen landwirtschaftlichen Blättern werden die Motoren schon seit Jahren angezeigt, aber deshalb übersieht man nicht die Notwendigkeit der Pferdezucht und -pflege. Es handelt sich drüben eben um die Interessen des Bauernstandes, und weniger um die fast ausschließlichen Interessen der Fabrikanten. Man beurteilt alles in vernünftiger Weise vom wirtschaftlichen, praktischen Standpunkt und ist bemüht, den Bauern unter die Arme zu greifen, und nicht, wie hierzulande, den Farmern gegen ihren Begriff und ihre bessere Einsicht, klar machen zu wollen, daß es in ihrem Interesse ist, den Pflug an einen neuen „Stern" zu hängen und ihren besten Freunden, den Pferden, den Laufpaß zu geben.

Wenn es um die Pferdezucht wirklich so schlecht und aussichtslos bestellt wäre, wie gewisse Schreibknechte uns weis machen wollen, weshalb sind die Pferde denn so teuer? Trotz aller Motoren und Automobile stehen die Pferde in guter Nachfrage, und wer solche mit Bedacht züchtet, kommt noch immer auf seine Kosten. Die Pferdezucht, sachgemäß betrieben, war noch stets ein rentabler Betrieb, u. wenn unsere Farmer denselben aufgeben um den Motoren nachzujagen, so geschieht es zu ihrem großen Schaden.

Von größerer Bedeutung für den kleinen Farmer als die Motoren sind die Melkma-

schinen, aber diesen schenkt man wenig Aufmerksamkeit. Warum? Weil die Zeit der fetten Anzeigen noch nicht angebrochen ist. Kommt diese, so wird man den Farmern plausibel zu machen suchen, daß es gegen alle Anstands- und Gesundheitsregeln ist, Kühe bei Hand zu melken — vielleicht, daß sich auch noch „Sanitätsgesetze" passieren lassen, die das Maschinenmelken obligatorisch machen!

Die großen Farmpäpers müssen eben die Anzeigen haben, resp. das Anzeigegeld, sonst rentirt sich das Geschäft nicht. Denn was die meisten an Abonnentengeld (durch Agenten) einnehmen, wird in Gestalt von Commissionen ausbezahlt. Da hat man des Pudels Kern und auch die Antwort auf die Frage: Weshalb helfen die großen „papierenen" Freunde des Farmers den Farmer „farmen"? — Landmann.

Unsere Munitionsindustrie.

Unter dem Titel „Die Wahrheit über unsere Munitionsherstellung" veröffentlicht der Schriftleiter einer der größten Fachschriften für mechanische Wissenschaften, der aus verständlichen Gründen seinen Namen nicht genannt haben will, im „Forum" einen überaus interessanten und lehrreichen Aufsatz. Seine Ermittelungen sind als Ergebnis einer sechsmonatlichen Rundreise, während welcher er sämtliche Munitionsfabriken in den Ver. Staaten besucht und deren Arbeitsleistung und sonstigen Verhältnisse studiert hat. In einer Uebersicht stellt er mit wenigen Worten folgende Tatsachen fest, die sich aus unserer Munitionsherstellung für Europa ergeben:

Die Zahl der Munitionsfabriken stieg von sechs auf tausend, außerdem werden in tausenden anderen Werkstätten kleinere Teile und Hilfsmittel hergestellt.

Während die Herstellung einer 3zölligen Granate früher drei Stunden in Anspruch nahm, brauchen wir jetzt nur 15 Minuten dazu.

500,000 ungeschulte Handwerker fanden durch die Munitionsherstellung Beschäftigung. Vor dem Kriege betrug die Zahl der Munitionsarbeiter nur 3,000. Hunderte von Arbeitern, die für $2 pro Tag zu arbeiten pflegten, verdienen jetzt täglich bis $33.

Der Preis für hochgradigen Stahl stieg von 60 Cents auf $4 das Pfund.

Es wurden Hilfsmaschinen im Werte von vielen Millionen benötigt, die nach beendigung des Krieges nur noch den Wert alten Eisens haben werden.

Hunderte von neuerrichteten Fabrikanlagen werden nach Friedensschluß nur noch den Wert alten Baumaterials haben.

Es trat eine solche Knappheit an geschmiedeten Metall ein, daß viele Fabriken einpfündige Granaten aus soliden Barren bohrten, und gleichwohl 40 Prozent Profit erzielten.

In zahlreichen Friedenszwecken dienenden Fabriken mußten die Löhne erhöht werden, um das Verbleiben der Arbeiter zu sichern.

Eine Firma vermochte über 500 unverkäufliche Stahlsärge als Behälter für die Verpackung von Munition zu verkaufen.

Der Verfasser bemerkt einleitend, daß allgemeiner Ansicht zufolge Kontrakte für Kriegsmaterial stets einen ungewöhnlich hohen Verdienst für den Fabrikanten bedeuten. Dies treffe allerdings meistens zu; doch sei auch eine Reihe von Fällen bekannt geworden, welche die Wahrheit des alten Sprichworts bestätigen, daß nicht alles Gold ist, was glänzt. Als die Alliirten zuerst als Käufer auf dem Munitionsmarkte erschienen, drängten sich die Bewerber in wahnsinniger Hast, um Lieferungskontrakte zu gewinnen. Die Fabrikanten von Druckpressen, Nähmaschinen, Pianos, Blechkannen, Lokomotiven, Haarnadeln usw. unternahmen die Herstellung von 20, 30, ja, 40 Millionen Zündern und Granaten, obwohl sie nicht die geringste Ahnung davon hatten, wie diese beschaffen sein sollten, wie sie hergestellt werden oder wie sie die erforderliche Maschinerie für ihre Herstellung beschaffen könnten. Der sich bald geltend machende Mangel an geeigneten Maschinen veranlaßte Kontraktinhaber, Gummifabriken, Papiermühlen, kurzum, irgend eine Art Werkstätte zu hohen Preisen zu erwerben, nur um die dort verwendeten Maschinen zu erlangen und sie in munitionserzeugende Maschinen zu verwandeln. Dieses blinddraufloßgehen mußte sich für viele verhängnisvoll erweisen. Eine Firma mußte sich bankerott erklären, obwohl sie Kriegskontrakte für $60,000,000 besaß; eine andere erlitt dasselbe Schicksal, obwohl sie Lieferungen für $23,000,000 übernommen hatte. Von ebensogroßem Einfluß erwies sich die in solchem Umfange nicht vorhergesehene Preissteigerung benötigten Materials. Viele Firmen fanden es vorteilhafter, das von Fabrikanten benötigte Material aufzukaufen und solange auf Lager zu halten, bis diese durch Notwendigkeit gezwungen waren, es zu hohen Preisen zu erwerben. Ein Geschäftshaus hatte beispielsweise durch zahlreiche Agenten ungeheure Mengen Kupferröhren aufkaufen lassen und sich das Vorkaufsrecht auf viele Millionen Tonnen dieses Metalls gesichert. Der Wiederverkauf an Munitionsfabrikanten ergab so riesige Profite, daß die betr. Firma ihr Bankguthaben bereits um mehrere Millionen Dollars vergrößert hat. Seine Ermittlungen veranlassen den Fachmann zu der Behauptung, daß jeder Fabrik, die an Kriegskontrakten reich geworden, ein Dutzend anderer gegenüberstände, denen derartige Kontrakte Verluste wenn nicht gar Ruin gebracht haben. Die Erklärung hierfür findet er hauptsächlich in vertheuertem Material, Lohnerhöhungen und in der Unkenntnis von technischen Einzelheiten.

Welchen Einfluß die Einstellung der Munitionsbetriebe nach Beendigung des Weltkrieges auf unsere industriellen Verhältnisse haben wird, lehnt der Verfasser zu erörtern ab. Viele der Munitionsfabrikanten, die er befragte, erklärten, daß sie die Schafe scheren würden, solange sie Wolle trügen, daß sie sich wenn ihre Kriegswaren nicht mehr benötigt würden, ins Privatleben zurückzuziehen beabsichtigten und für sie das Motto Louis des Vierzehnten maßgebend sei: „Nach uns die Sinflut." Dagegen versichert er, daß die in diesem Lande bei Herstellung der Munition und Waffen gesammelten Erfahrungen sich als unschätzbar für die Sicherung wahrer Schlagfertigkeit erweisen würden. Es sei Sache der Regierung, sich diese Erfahrungen nach Möglichkeit zunutze zu machen und schon jetzt Vorbereitungen zu treffen, aus den sich nach dem Kriege darbietenden Verhältnissen Vorteil für Armee und Flotte zu ziehen.

In begeisterten Worten schildert ein französischer Korrespondent die japanischen Hilfeleistungen an Rußland, die dieses instand gesetzt haben, in bewundernswert kurzer Zeit seine neuen Heere zu bewaffnen und von Kopf bis zu Fuß einzukleiden, während die Artillerie mit japanischen Geschützen neuester Konstruktion ausgerüstet werden konnte. Nur auf diese Weise, durch Japans Lieferungen an Waffen, Uniformierung, Geschossen und Geschützen war es möglich, die Trümmer der von einer Niederlage zur anderen gejagten Armee durch neue Millionenheere zu ersetzen und abermals zur Offensive überzugehen. Höchstwahrscheinlich ist auch die Ausbildung zum großen Teil durch japanische Offiziere erfolgt, wenn auch besagter Korrespondent dies nicht zugeben will, indem er behauptet, nur den neuen Geschützen deren Konstruktion den Russen unbekannt gewesen, seien Ausbildungsoffiziere mitgegeben worden. Wenn das der Fall ist, dann wachsen in Rußland Offiziere auf Bäumen; wenigstens wüßten wir nicht, wo sie

— nach den in die vielen Zehntausenden gehenden Verluste der ersten achtzehn Kriegsmonate herkommen sollten. Der Bestand an Offizieren war bei Beginn des letzten Winters tatsächlich so gering — wir stützen uns hier auf dänische, also russenfreundliche Berichte — daß er kaum für die bereits vorhandenen Verbände ausreichte; seitdem hat Rußland zwischen drei und vier Millionen Mann neue Truppen ins Feld gestellt, die bedeutend besser ausgebildet sind, als die alten Linienformationen; es müssen daher Offiziere zum Ausbilden dagewesen sein, und die kann nur Japan geliefert haben. Ohne Japan also wäre Rußland heute aus der Reihe der maßgebenden Faktoren ausgeschieden und müßte sich mit einer bescheidenen Defensivrolle begnügen.

Weltbote.

Vorbeugung der Aushungerung.

(Korrespondenz der „Aff. Presse".)

Berlin, im August. Am 10. Juli haben die viel besprochenen Massenspeisungen der Stadt Berlin, die für Tausende und Abertausende die Sicherstellung ihrer regelmäßigen Ernährung, namentlich für den kommenden Winter, bringen sollen, ihren Anfang genommen. Die erste große Küche, die den Betrieb aufgenommen hat, befindet sich in der Markthalle an der Treskowstraße. Aeußerlich hat die Markthalle allerlei bauliche Veränderungen erfahren, Verschläge wurden errichtet, Rampen gebaut, große Tische aufgestellt, die mancherlei Maschinen, Regale, Koch- und Eßgeschirre, alles, was man auch in der einfachen Familienküche braucht, ins Riesenhafte vergrößert und vermehrt. Denn in der Treskowstraße sollen 30,000 Liter Essen täglich gekocht werden. Was das heißen will, kann man aus den vorhandenen Einrichtungen ersehen. Da stehen 63 Kochkessel — jeder von ihnen vermag 200 bis 300 Liter aufzunehmen, ferner 3 Kartoffelwasch- und 12 Kartoffelschälmaschinen, 3 Gemüseschneidemaschinen, alle mit elektrischem Antrieb versehen. Aus den Kochkesseln wird das fertige Essen in kleineren Transportkesseln nach den Ausgabetischen gebracht. Zu diesen letzten führen zwei Rampen, auf denen die Gäste der Küche, die ihre Mahlzeit nach Hause nehmen wollen, an die Ausgabetische herantreten und gegen Abgabe einer Blechmarke, die sie vorher an der Kasse gelöst haben, das Essen in Empfang nehmen können. Außerhalb der Markthalle gibt es noch sieben Ausgabestellen in verschiedenen Straßen des Stadtteils, dessen Versorgung der Küche in der Treskowstraße überwiesen ist. Die Hungrigen, die ihre Mahlzeit bei den Ausgabestellen holen wollen, dürfen also sicher sein, stets warmes Essen zu erhalten. Wer aber sein Mittagsbrot gleich in der Markthalle selbst verzehren will, für den sind Tische und Bänke bereit, insgesammt 570 Sitzplätze.

In der großen Küche trat am 10. Juli in der sechsten Stunde die Schaar der dienstbaren Geister zur Vorbereitung des großen Werkes an. Viele fleißige Hände regten sich im Verein mit Maschinen. Inzwischen hatten sich zahlreiche Herren der städtischen Verwaltung mit dem Oberbürgermeister Wermuth und dem Stadtverordnetenvorsteher Michelet in der Halle versammelt, um die Einrichtungen in Augenschein zu nehmen.

Es herrscht musterhafte Ordnung, die später Kommenden reihen sich am Ende an, und die anwesenden Schutzleute haben kaum irgendwelche Veranlassung zum Einschreiten. Alles klappt ganz vorzüglich. An den mächtigen Kochkesseln stehen die Köchinnen, rühren unablässig in dem dampfenden Brei. Im Hintergrund sitzt eine Kolonne weiblicher Hilfskräfte beim Kartoffelschälen, lautlos drehen sich die Maschinen, die die Gemüse vorzurichten haben, geben feingeschnittene Mohrrüben, Wirsingkohl, Sellerie in kochfertigem Zustande von sich, indessen die Fleischzerkleinerungsmaschinen das saftige Ochsenfleisch in viereckige Stücke schneiden, die angebraten den Grundstock zum heutigen Mittagessen abgeben.

Da werden Kessel gesäubert, Bottiche mit Wasser, Kartoffeln, Gemüse hin und her getragen da sind hunderte fleißiger Hände in emsiger Tätigkeit.

Nun ist das erste Essen gar gekocht. Donnernd und polternd fährt ein großes Lastauto ein, bemannt mit mehreren städtischen Bediensteten. Rasch wird es mit kleinen Blechkesseln beladen, in denen das Essen nach den verschiedenen Ausgabestellen gebracht wird. Dann fährt der Wagen hinaus, indessen bereits ein zweiter zur Stelle ist, um die gleiche Bestimmung zu erfüllen. Das geht alles flink und wie am Schnürchen vor sich und braucht doch geraume Zeit und die Arbeit zahlreicher Hilfskräfte. Endlich ist die Mittagsstunde gekommen. Eine große Glocke wird geläutet. Und jetzt öffnen sich den im Hofe Harrenden zwei Türen. In einer Reihe marschieren die Frauen herein. Jede hält eine blaue Ausweiskarte in der Hand, jede muß zuerst an die Kasse und den Preis für die gewünschten Portionen begleichen, wofür sie eine entsprechende Anzahl Marken erhält, ein rundes Stückchen Blech, dem das Wappen der Stadt Berlin eingeprägt ist. Mit den Marken und dem Gefäß für das Essen heißt es nun zur Ausgabestelle zu gehen, an der in gemessenen Abständen vier Kessel voll fertigen Essens stehen. Bei jedem Kessel hantiert mit großer Schöpfkelle eine Dame, die diesen Dienst ehrenamtlich versieht. Die Marke wird abgegeben, die Kelle schöpft eine Portion oder mehrere der trefflichen Speise heraus — die Nächste kommt an die Reihe. Ruhig und ohne Störung, ohne Drängen und Schieben vollzieht sich das Geschäft, während an den Tischen sich bereits die ersten Hungrigen niederlassen, die ihre Mahlzeit gleich hier, in der Halle selbst, verzehren wollen. Die überwiegende Mehrheit der städtischen Gäste nimmt jedoch das Mittagessen mit nach Hause.

Rumänien auch im Kriege.

Am 28. August kam es in den östlichen und südöstlichen Gebirgspässen der ungarischen Grenze zu den ersten Zusammenstößen zwischen Truppen Rumäniens und der deutschen Zentralmächte. Die rumänischen Angriffe werden als „verräterisch" bezeichnet. Rumänische Gefangene wurden eingebracht. Die gegnerischen Vorposten gerieten im Rothenturmpaß, 15 Meilen südlich Hermannstadt, und in den Pässen südlich von Kronstadt aneinander.

Nachdem Rumänien die mit Oesterreich-Ungarn und Deutschland abgeschlossenen Verträge schmachvoll gebrochen hatte, erklärte es am 27. August an Oesterreich-Ungarn den Krieg. Daraufhin erhielt auch der kaiserlich deutsche Gesandte in Bukarest die Weisung, seine Päße zu fordern und der Rumänischen Regierung mitzuteilen, daß sich Deutschland als mit Rumänien im Kriegszustande befindlich betrachte.

In deutschen Regierungskreisen hat man seit nahezu zwei Wochen irgendein Vorgehen seitens Rumänien erwartet. Man gab sich keinen Illusionen hin, glaubte aber, daß die rumänische Regierung ihre Entscheidung in Wiedererwägung ziehen und von dem Schritt, den sie jetzt getan, doch noch zurückschrecken würde.

Es war hier bekannt, daß es in den Plänen der Alliirten lag, durch rumänisches Gebiet gegen Bulgarien und Oesterreich-Ungarn vorzustoßen. Man stellte für diesen Fall die Antipathie Rumäniens gegen Oesterreich-Ungarn in Rechnung und sah den Anschluß Bukarests an die Feinde der Zentralmächte voraus.

Die Nachricht von der rumänischen Kriegserklärung wurde mit vollster Ruhe

aufgenommen, trotzdem sie der italienischen an Deutschland so rasch auf dem Fuße folgte.

Von den Absichten der verbündeten Zentralmächte — ob sie offensiv gegen Rumänien vorgehen oder sich auf die Verteidigung beschränken werden — weiß man hier nur wenig. Rumänien wird aber wohl mit allen deutschen Verbündeten Krieg führen müssen, sollten russische Truppen durch rumänisches Gebiet marschieren.

Der Kampf zwischen den Rumänen und den Verbündeten begann an der siebenbürgischen Grenze, wo bereits eine Anzahl rumänischer Mannschaften zu Gefangenen gemacht wurden.

Aus Paris.

Rumäniens Entscheidung, in den Krieg einzugreifen, fiel gestern morgen in einer Sitzung des Kronrats in Bukarest, so besagt eine Havasdepesche aus Genf.

Das Wolffsche Büro berichtet, daß der deutsche Bundesrat unverzüglich zur Sitzung einberufen wurde.

Gestrigen Bukarester Depeschen zufolge hatte König Ferdinand eine Konferenz der Vertreter aller politischen Parteien, die früheren Premiers, die ehemaligen Vorsitzenden der Kammern, die Minister und die Vertreter der Regierungen zusammenberufen, um über die öffentliche Meinung gründlich ins Klare zu kommen.

Das Wolffsche Büro, ein halbamtliches Institut, weist darauf hin, daß Rumänien die 14. Nation ist, die in den Krieg eingreift. Rumäniens Haltung war von Beginn des Krieges an eine ungewisse. Die Ententemächte warfen immer wieder von neuem ihren Köder nach ihm aus und ließen nichts unversucht, es auf ihre Seite zu locken.

Rumänien dürfte imstande sein, ein Heer von einer halben Million ins Feld zu stellen.

Rumänien besitzt keine schwere Artillerie; seine Offiziere sind sehr mangelhaft ausgebildet und undiszipliniert.

Der Leiter der rumänischen Liberalen Jonescu erklärt offen u. frei, Annexationsgelüste seien das Motiv, das Rumänien bestimmte, gemeinsame Sache mit den Alliierten zu machen. Unlängst wurde berichtet, Rußland habe Rumänien Czernowitz versprochen als Belohnung für sein Eingreifen in den Krieg.

Um dem Mangel an Arbeitern in Frankreich abzuhelfen, werden jetzt Arbeiter aus China eingeführt. So sind kürzlich die ersten Tausend chinesischen Arbeiter in Lyons eingetroffen, die nur das erste Kontingent einer kleinen Armee, die nach Frankreich gebracht wird, um Arbeiten in den französischen Munitionsfabriken zu verrichten, bilden.

„Deutschland" kommt wieder.

Bremen, 26. August. Alle Vorbereitungen für eine zweite Reise des Unterseefrachtens „Deutschland" nach den Vereinigten Staaten sind im Gange. Fracht für diese Fahrt wird bereits eingenommen. Die Eigentümer sehen sich in ihren Erwartungen in Bezug auf die Tragfähigkeit der „Deutschland" angenehm überrascht; denn sie vermag viel mehr Fracht zu befördern als angenommen war. Ihr Deck hat infolge des stürmischen Wetters, dem sie auf der Rückfahrt begegnete etwas gelitten, doch werden die Reparaturen rasch durchgeführt werden.

Im Laufe des gestrigen Tages ergoß sich ein ungeheurer Menschenstrom von auswärts, teilweise sogar von sehr weit her, die „U-Deutschland" und womöglich Kapitän König zu sehen, der noch gestern aus dem Kaiserlichen Hauptquartier zurückerwartet wurde. Unter den hier Eingetroffenen befinden sich der Großherzog von Oldenburg, fünf preußische Prinzen und Prinzessinnen, eine ganze Armee von Zeitungsschreibern und nahezu zwanzig amerikanische Korrespondenten. Graf Zeppelin wird heute erwartet. Noch im Laufe des gestrigen Tages wurden u. a. erwartet: der Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Dr. Helfferich, Dr. Krupp von Bohlen und Halbach, Groß-Admiral von Tirpitz, Admiral von Scheer.

Aus allen Teilen Deutschlands, Oesterreich-Ungarn, Bulgariens und der Türkei, aber auch aus dem neutralen Auslande, vor allem Skandinavien, sind amtliche und private Glückwünsche eingetroffen; teilweise sind die Glückwunschtelegramme an den Senat der Stadt Bremen und an den Reichstag gerichtet.

Nur die Nachricht, daß die Zentralmächte einen entscheidenden Sieg über ihre Feinde errungen hätten, hätte größere Erregung und Freude in ganz Deutschland hervorrufen können, als die Rückkehr der „U-Deutschland."

Bestimmungen für Missionare für Indien.

London, 20. Aug. — Nach einer amtlichen Bekanntmachung müssen in Zukunft alle Personen, die nicht britische Staatsangehörige sind, und die nach Indien zu gehen wünschen, um dort sich als Missionare oder in erzieherischer Wirksamkeit zu betätigen, von den indischen Behörden Erlaubnis erlangen.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, erklären die Behörden, daß durch die neuen Arrangements nicht beabsichtigt sei, die wichtige und aufopfernde Arbeit, die von vielen amerikanischen und anderen neutralen Missionen in Indien geleistet werde, abzuschrecken. Es sei nur eine Vorsichtsmaßregel gegen Missionare, die in tatsächlicher Sympathie mit den Feinden des Reiches wären oder denen es an dem guten Willen gegen die indische Regierung fehlte.

Der drohende Bahnstreik.

Washington, 27. August. Die Bruderschaften der Eisenbahngestellten verleihen in einer heute hier abgehaltenen Massenversammlung vierundzwanzig ihrer Beamten, einschließlich Präsidenten, Vizepräsidenten und den Vorstehern einiger Lokal-organisationen, die Befugnis, die Verhandlungen in Washington mit Präsident Wilson und den Eisenbahnmagnaten über den drohenden Streik von 400,000 Eisenbahnern fortzusetzen oder abzubrechen. Der Rest der 640 Eisenbahngewerkschaftler wird so bald als möglich von Washington nach Hause abreisen und sich zu einem Streikordre bereit halten, wenn keine Offerten gemacht werden, welche den vierundzwanzig Beamten zufriedenstellend scheinen. Wenn hier nicht ein Abkommen zustande kommt, erklärten die Beamten der Zugangestellten, werde der Streik zu einer bereits abgemachten Stunde erklärt werden und zwar, wie es hieß, am Freitag oder Samstag.

Als die Massenversammlung der Bruderschaften kurz nach drei Uhr endete, begann die Abreise der Zugangestellten und es wurde erwartet, daß alle zu dem Komitee von 640 Gehörigen bis morgen Vormittag Washington verlassen haben würden, mit Ausnahme der vierundzwanzig Führer, die zurückbleiben, um die Unterhandlungen zu beendigen. Wie es hieß, hatten diese die Instruktion, festzuhalten an dem achtstündigen Arbeitstag bei Bezahlung für zehnstündige Arbeit ohne Arbitrations. Das Vierundzwanziger-Komite war ermächtigt, über irgendwelche andere Vorschläge, welche den obigen Instruktionen nicht zuwiderlaufen, zu beschließen, ohne solche dem vollzähligen Komite zu unterbreiten.

Rußland und Japan.

Bis zu welcher Ausdehnung Japan die russische Armee mit Kleidern, Schuhen, Waffen und Munition versieht, wurde einem militärischen Beobachter, der soeben von einem Besuch an der russischen Front zurückgekehrt ist, recht deutlich vor Augen geführt.

„Ich war erstaunt," sagte er, „zu sehen, daß große Massen von Kopf bis Fuß in Uniformen gekleidet waren, die in Japan angefertigt waren. Nicht nur die Uniformröcke und Hosen, sondern auch die Gamaschen stammten daher. Sie trugen auf der Schulter japanische Gewehre und ihre Patronengürtel waren mit in Japan hergestellten Patronen gefüllt. Ihre Ledergürtel und die Schnallen waren aus Japan. Und die starken mit Nägeln beschlagenen Schuhe, die sie tragen, sind aus Häuten, die in Korea gesammelt und in Japan verarbeitet wurden. So sieht man russische Soldaten in japanischen Kleidern, japanischen Schuhen, mit japanischen Gewehren und japanischer Munition und alles, was sonst noch drum und dran hängt, ist auch japanisch.

„Es ist befremdlich," fuhr er fort, „daß Rußland mit Japan Koreas wegen Krieg führte und daß Korea, die Quelle aller Zwistigkeiten, jetzt Rußland mit Schuhen versorgt, in denen seine Soldaten zum Siege marschieren. Korea erweist sich als ein fast unerschöpfliches Reservoir für rohe Häute, aus denen die Japaner mit bewundernswerter Schnelligkeit Stiefel, Schuhe, Sättel und sonstige Lederartikel herstellen.

„Wie gelangen diese Lieferungen von Japan an die russische Front?" wurde der Beobachter gefragt.

„Es war bekannt," fuhr er fort, „daß der einzige verwundbare Punkt, wohin die deutschen Unterseeboote nicht gelangen können, die Gewässer des östlichen chinesischen Meeres, der Straße von Korea und der Japanischen See sind. Das sind die Gewässer, die Japan von Rußland und dem asiatischen Festland trennen und die kommerziellen und militärischen Routen sind dort offen und unbehindert."

„Was für Arten von Waffen und Munition erhält Rußland von Japan?" wurde er weiter gefragt.

„Alle Arten," war die Antwort, „vom gewöhnlichen Dienstgewehr und dem kleinen Feldgeschütze bis zur 12zölligen Kanone. Die japanische 12zollige Kanone ist eine furchtbare Waffe. Sie haben nicht die Absicht, Geschütze von 14- und 16zölligem Kaliber herzustellen, da sie vom militärischen Standpunkt aus glauben, daß die Vorteile dieser Riesengeschütze durch die Schwerfälligkeit im Transport aufgehoben werden, zumal da das 12zöllige Geschütz leicht zu transportieren ist und eine furchtbare Wirkung ausübt.

„Es heißt, daß französische und japanische Offiziere das jetzt tatsächlich sehr wirksame russische Artilleriefeuer leiten." „Haben Sie einen dieser Offiziere gesehen?" wurde er gefragt.

„Nein, und die Behauptung ist auch nicht wahr," sagte er. Die russischen Artillerie-Offiziere leiten das Feuer selbst und erzielen ausgezeichnete Resultate. Die einzigen japanischen und französischen Offiziere sind solche, die zugeteilt werden, um den Mechanismus eines neuen Stückes zu erklären, gerade wie man einen Fachmann mitschickt, um eine komplizierte Maschine zu erklären. Japanische Fachleute begleiteten die 12zölligen japanischen Geschütze, nicht um sie zu

Moore's Non-Leakable Füllfedern

Diese Feder ist

luftdicht, läßt keine Tinte entweichen.

Sie haben Flaschen mit Schrauben-Verschluß gesehen, der so gut verschließt daß weder Luft noch Flüssigkeit entweichen kann. Eben dieses Prinzip findet bei Moore's Füllfederik Anwendung. Wenn der Verschluß angebracht ist, kann die Tinte unmöglich entweichen, einerlei wie oder wo die Feder getragen wird. In dieser Position ist

die Spitze der Feder in der Tinte.

Wenn die Feder nicht gebraucht wird sie einfach in den Tintenbehälter eingezogen und bleibt daselbst bis sie wieder gebraucht wird. So ist

die Spitze der Feder stets feucht.

Dies macht es überflüssig und unnötig, die Feder zu schütteln, damit die Tinte in Fluß gebracht werde. Die Tinte fließt frei und gleichmäßig Tag für Tag so lange ein Tropfen Tinte in dem Behälter ist. Wenn leer,

entferne einfach den Verschluß und die Feder ist zur Füllung bereit.

Bei Füllfedern ist im allgemeinen viel Mühe mit der Füllung verbunden. Zuerst muß der Verschluß abgenommen und dann eine Section abgeschraubt werden und indem man das tut, beschmutzt man regelmäßig die Finger.

Bei Moore's entfernt man einfach den Verschluß und die Feder ist zur Füllung bereit — keine Mühe — keine beschmutzten Hände. Die Feder besitzt

Solidität, Einfachheit und Dauerhaftigkeit.

Es ist eine Feder, die nur wenige Teile hat, die Eigenschaften welche der Dauerhaftigkeit einer Füllfeder im Wege sind, finden sich hier nicht. Die Spitze der Feder ist von bester Konstruction und die Feder schreibt sehr gleichmäßig.

Was etliche derjenigen sagen, welche diese Feder benützen:

„Ich verlor meine Moore's Feder und kann kaum für die nächste warten. Ich bin stets froh, ein gutes Wort für diese Feder zu reden und sie meinen Freunden zu empfehlen."

„Vor einiger Zeit kaufte ich eine Ihrer „Moore's Non-Leakable Füllfedern" auf den Vorschlag eines Freundes, und nachdem ich sie eine Zeitlang stark gebraucht habe, bin ich überzeugt, daß die Feder wirklich die Eigenschaften hat, welche Sie ihr beanspruchen, und ich nehme gern die Gelegenheit wahr, sie allen zu empfehlen. Die Feder hat viele gute Eigenschaften, u. ich habe nie mit einer leichter fließenden Feder geschrieben und habe alle Arten benutzt."

„Für die Moore Feder habe ich nur Lob. Keine andere Feder ist damit zu vergleichen und ich habe alle Sorten benützt."

Die Behälter können in folgenden Dessins geliefert werden: Einfach chased oder mottled.

Erwähne stets ob stub, medium oder fein gewünscht wird

Preis postfrei $2.50

MENNONITE PUBLISHING HOUSE

Scottdale, Pa

Grundhaben, sondern nur um zu zeigen, wie mit ihnen manövriert werden muß. So weit erstreckt sich ihre Mithilfe und die Russen verdienen volle Anerkennung für das, was sie mit ihrer Artillerie erreicht haben. Die Japaner haben unendlich viel für Bekleidung, Ausrüstung, Bewaffnung der Russen getan, aber sie haben keine Gelegenheit erhalten, auch zu kämpfen."

Wiedererſatz großer Menſchenverluſte

Die Massenverluste an Menschenleben, die der europäische Weltbrand seit nun bald zwei Jahren gebracht hat und noch bringt, verbreiten Wehe und Leid in allen Schichten der Bevölkerung. Doch mit dem Klagen ist nichts getan. Es heißt, den Tatsachen ins Auge sehen und an die Zukunft denken. Und da drängt sich die Frage auf, wie wohl diese gewaltigen Lücken in der Menschheit wieder ausgefüllt werden können.

Wenn wir uns in der Geschichte nach Belehrung über diese Fragen umsehen, so steht uns nur sehr wenig Material zur Verfügung. Alle Verluste in vergangenen Kriegen verschwinden ja neben den Riesenzahlen des Weltkrieges; auch große Katastrophen der Natur, wie Erdbeben, Sturmfluten usw., können nicht zum Vergleich herangezogen werden, und so bleiben schließlich nur die Menschenverluste durch Krankheiten und Epidemien übrig. Doch selbst in den großen Epidemien der Vergangenheit erscheint der Tod nur als Zwerg gegenüber dem Riesen, der in diesem Weltkriege wütet. Nur eine einzige Seuche hat Opfer an Menschenleben gefordert, die die jetzigen erreichen, ja sogar noch übersteigen, Das war die Pest, der schwarze Tod des 14. Jahrhunderts.

Die Verluste an Menschenleben durch die Pest unterscheiden sich aber von den heutigen dadurch, daß an ihnen die gesamte Bevölkerung und nicht nur der männliche Teil beteiligt war; sodann können die uns überlieferten Zahlen nicht als ganz einwandfrei gelten, da es eine Statistik im Mittelalter noch nicht gab. Jedoch werden die Zahlen annähernd richtig sein, und sie offenbaren ein geradezu furchtbares Bild, von dem ungeheuren Aderlaß, den die Menschheit damals erlitten. So zählen nach den Angaben von Hecker in seinem Werk „Die großen Volkskrankheiten des Mittelalters" London mindestens 100,000 Tote, Venedig fast ebensoviel, Siena 70,000, Florenz und Avignon je 60,000, Straßburg und Erfurt mindestens je 16,000 Tote. Die Zahl der Todesfälle wird für Deutschland insgesamt auf 1,244,434 berechnet, einen gewaltigen Prozentsatz bei der damaligen Bevölkerung des Landes. Drei Viertel der ganzen Einwohnerschaft wurden in Venedig durch die Pest fortgerafft; die andern hatten sich auf die Lagunen geflüchtet. Ganz besonders schwer wurde England heimgesucht. Nach sicherlich übertriebenen Angaben soll nur der zehnte Teil der Bevölkerung übrig geblieben sein. Dem Papst Clemens wurde nach Avignon berichtet, daß im Orient mit Ausnahme von China 23,840,000 Menschen dem schwarzen Tod anheimgefallen seien. Die Pest wütete in Europa — Rußland ausgenommen — vier Jahre, von 1347 bis 1350. Versucht man einen ungefähren Ueberblick über die Gesamtzahlen der Todesfälle, die durch die Pest in Europa hervorgerufen wurden, zu gewinnen, so muß man nach vorsichtigen Schätzungen annehmen, daß ein Viertel aller Erwachsenen gestorben ist, also bei einer Gesamtmenge von 110 Millionen betragen die Verluste an Menschen 27,5 Millionen.

Trotzdem ist Europa nicht zu Grunde gegangen. Es ist dies der überzeugendste Beweis für die Unverwüstlichkeit der menschlichen Kultur und die nicht zu erschütternde Widerstandskraft des Völkerlebens. Europa hat diesen gewaltigen Schaden überwunden und schneller überwunden, als man annehmen konnte. — Germania.

Der Indianer und der Knopf.

Ein Missionar, der auf der nordamerikanischen Halbinsel Alaska unter den heidnischen Indianern arbeitet, erzählt folgende Geschichte aus seinen eigenen Erfahrungen: „Eines Tages hatte ich in einem der kleinen Indianerläden zu tun, die man hier in Douglas (einer Stadt in Alaska) findet. Eine Anzahl Indianer befand sich darin, kaufend und schwatzend. Einer stand etwas abseits und wandte kein Auge von mir. Endlich kam er heran und redete auf mich ein. Ich war noch nicht lange im Lande und konnte das so schnell Gesprochene gar nicht verstehen. Der Indianer aber redete weiter, lächelte, zeigte auf einen Knopf an meiner Jacke und sah mich fragend an. Da erscholl aus einer Ecke die Stimme des Ladenbesitzers:

„Wissen Sie, was er meint?"

„Nein, ich kann ihn nicht verstehen."

„Er möchte gerne den Knopf haben, der an Ihrer Jacke sitzt; er findet ihn sehr schön."

„O, den will ich ihm gerne geben," sagte ich, klappte mein Taschenmesser auf und schnitt den Knopf ab. Der Indianer lachte vor Freude übers ganze Gesicht, schüttelte mir die Hand und schien sehr dankbar. Aber der Ladenbesitzer rief entrüstet:

„Was, den geben Sie doch nicht umsonst ab? Er muß den Knopf bezahlen!"

„Nein," sagte ich, „den Knopf habe ich ihm geschenkt. So will es auch unser Gott, der gesagt hat: Gib dem, der dich bittet." Unwillig schüttelte der Alte hinter seinem Tisch das Haupt.

Daß ich dem Indianer den Knopf umsonst gegeben hatte, war für ihn etwas Unerhörtes. Es kamen ihm wunderliche Gedanken: Niemals hat mir bisher jemand etwas geschenkt. Nun ist das Blaßgesicht so freundlich zu mir und sagt dabei: So will es unser Gott. Ist das das Christentum, ei, dann will ich es kennen lernen. Und er lernte es kennen, gewann es sogar lieb, so lieb, daß er es festhalten wollte bis an sein Ende. Er wurde ein treuer Christ meiner Gemeinde.

Die Geschichte sprach sich schnell rund bei dem ganzen Stamm der „Adler". Eines Tages meinten die Leute: „Da du gut gegen uns bist, sollst du auch einer der Unseren werden." Unter mancherlei Gebräuchen wurde ich zu einem „Adler" gemacht, und die roten Brüder gelobten mir Treue. An dem Tage habe ich auch eine Indianermutter bekommen, die fast 100 Jahre alt war. Sie war sehr zärtlich, nannte mich Dah-is-kah und meine Frau Kah-is-tin. Sie meinte, da sie nun meine Mutter sei, müsse sie auch lesen und schreiben können. Darum kämpfte sie in ihrem hohen Alter noch wacker mit dem A B C. Als ich sie zum letztenmal sah, fühlte sie sich sehr schwach und sagte: „Mein Sohn, ich werde dich auf Erden nicht mehr sehen, aber ich werde dir im Himmel begegnen. Sei ein guter Junge, wo du auch hingehst, dann wird dich Gott segnen." — Ein geringwertiger Knopf hatte seine reiche Frucht getragen.

Die Natur gibt uns Nachricht, wenn etwas mit uns nicht in Ordnung ist. Wir können dies aus unserem Befinden erkennen. Dann ist es Zeit, zu einer guten Medizin zu greifen. Gewiß haben Sie schon von Forni's Alpenkräuter, dem alten Kräuterheilmittel, gehört; es wird nicht in Apotheken verkauft, ist aber schon über hundert Jahre im Gebrauch. Machen Sie jetzt einen Versuch damit und wenden sich um Auskunft an: Dr. Peter Fahrney and Sons Co., 19—25 So. Hoyne Ave., Chicago, Ill.

Gebt uns die Möglichkeit.

Eure Aufmerksamkeit auf unser Wirken zu lenken, entschließt Euch an uns zu schreiben um die aufklärenden Schriften zu verlangen, die zu Eurem Wohl geschrieben sind, die Euch als Führer dienen und nichts kosten. Ihr werdet dort neue Ideen und Anschauungen über Euer Leben und Gesundheit erhalten. Wenn Ihr auf unseren wohl gemeinten Rat hört, so kann Euch viel Kummer, Krankheit, Unglück und Elend erspart bleiben. So mancher lang und schwer Leidender, so manch unheilbar Erklärter wird Trost und Hilfe finden. Es wird Euch dort bewiesen werden, daß wir nicht trostlos und hilflos dastehen, sondern daß selbst die gefürchtesten Krankheiten wie Krebs, usw. heilbar sind und geheilt wurden. Dem Zweck, Euch aufzuklären, haben viele Menschen ihr Leben gewidmet, mit großem Bienenfleiß die Tatsachen gesammelt, um Euch beizustehen und zu helfen. Wer den guten Rat nicht ausnützt, der darf sich später bei seinem eigenen Schaden nicht beklagen. Schreibt an das

Institute of Regeneration,
300 W. North Ave., Chicago, Ill.
Retourmarke ist erwünscht.

Henne und Ei.

Ueber die Frage, ob die Henne eher gewesen sei als das Ei, hat man einst viel nachgegrübelt, wie man in den Abhandlungen des Athenäus im zweiten Buche der Tischgespräche und bei dem Macrobius in seinen Saturnalien nachlesen kann. Dieser gibt den Vorzug der Erstgeburt eigentlich weder der Henne noch dem Ei, und läßt die Sache unentschieden. So entstand folgendes merkwürdige Gedicht:

Ohne Ei gibt's keine Henne,
Ohne Henne gibt's kein Ei;
Ist das Ei ein Kind der Henne,
So ist die ein Kind vom Ei.
Als uns ward die erste Henne,
Als uns ward das erste Ei,
Ward uns da zuerst die Henne,
Oder ward zuerst das Ei?
Muß der Zirkel Ei und Henne,
Urbeginnen von dem Ei?
Schwankender Verstand, bekenne,
Daß dies ewig Rätsel sei!

—Glocke.

„Ihr seid nicht euer selbst."

Wenn du ein Kind Gottes bist so gehörst du ganz und gar Christus zu eigen. Und gibt's nicht dennoch viele, die sich einzubilden scheinen als ob alles schon gut bestellt sei, wenn sie nur irgend ein Eckchen in ihrer Seele für ihren Gott vorbehalten? Satan darf stolz durch die weiten Gefilde ihres Verstandes und Gemütes schreiten, er darf herrschen über ihre Gedanken und Vorstellungen; wenn nur in irgend einem Winkel der Schein eines frommen Wesens bewahrt wird, so ist alles recht. Ach! laß dich nicht also betören, Christus ist noch nie bei einem Menschen nur halb eingekehrt. Er will dich ganz besitzen, oder Er will gar kein Teil an dir haben. Du kannst dem Satan dienen, wenn du willst; wenn du ihm dienst, so sollst du nicht zugleich auch Christus dienen. Hast du dich nicht ganz und völlig deinem Gott hingegeben, hast du nicht angelegentlich und absichtlich jeden Gedanken, jeden Wunsch, jede Kraft, jede Gabe und jedes Vermögen deiner Seele völlig Christus gewidmet und geweiht, so hast du kein Recht und keinen Grund, zu glauben, daß Er dich mit seinem teuren Blut zu einem Erben seines Reiches erkauft habe. Unter seinem Volk, das Er sich auserwählt und zu seinem Eigentum erkoren hat, will Er ausschließlich und unumschränkt herrschen. Christus will kein bloßer Mitbesitzer an irgend einem Menschen sein. — Spurgeon.

Rheumatismus

Tausende von Rheumatismus Kranken werden jetzt geheilt, durch die Indianer Bitter Tonik, eine alte Kräutermedicin, welche nach dem Recept von einem Indianer Medicin Mann hergestellt wird. Preis $1.00 per Flasche; 6 Flaschen $5.00 bei:

R. Landis, Box R. 12 Evanston, Ohio.

Du mußt mitwirken.

Mit Rührung habe ich von einer Frau gelesen, die bei dem Bau eines Domes auch eine Beisteuer geben wollte, aber sie hatte kein Geld. Da trug sie den Pferden, die die Steine fuhren, täglich einige Hände voll Futter herbei. So viel in ihren Kräften stand, hat sie da geleistet. Werden auch wir auf irgend eine Weise Mithelfer zum großen Tempelbau Gottes, daß sein Reich komme zu denen, die es noch nicht kennen! Jeder nach seiner Begabung, jeder nach den Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, jeder nach seiner Kraft trage Steine herbei zum mächtigen Dome Gottes.

Ein ehrlicher Bettler.

Vor einiger Zeit gab Frau Jakob Meining in Uniontown einem bettelnden Landstreicher ein Paar abgelegte Hosen von ihrem Mann. In dem Futter dieser Hosen waren $200 versteckt, wovon aber die Frau nichts wußte. Nach zwei Wochen kam der Landstreicher wieder und brachte das ganze Geld zurück. Er entschuldigte sich für sein Spätkommen mit dem Hinweis darauf, daß er 150 Meilen zu Fuß zurück habe gehen müssen, und daß er das Geld erst entdeckt habe, als er die Hosen schon eine Woche lang im Besitz habe. Frau Meining hat dem braven Mann der Jesse Zing heißt und aus einer anständigen Familie in West Avon, Conn., stammt, Anstellung gegeben.

„Edel sein," sagt jemand sehr zutreffend, „ist besser als adelig sein von Eltern her."

Die zwölfte Expedition

wird am 12. September nach Lake Charles, Louisiana abfahren. Möchte bemerken, wir waren 24 Männer und Frauen, alle Brüder Gemeinde Glieder. Da haben nun sieben gekauft und gerade soviel erwarten zu kaufen nachdem sie mit ihrer Familie Rücksprache gehalten haben. Es ist also dort eine schöne Mennoniten Gemeinde gegründet und dazu die dort wohnenden Alt Mennoniten die 20 Jahre dort glücklich und zufrieden gefarmt, sollte den werten Leser aufmerksam machen, daß hier eine unübertreffliche Gelegenheit für ein Heim, sei es des Klimas wegen oder der riesigen sicheren Ernten. Bitte mir zu schreiben und gebe gerne die Namen derer die dorthin ziehen, usw.

J. H. Penner

Beatrice, Neb.

Puritas-Bibliothek.

Acht Bände in elegantem Ganzleinwandband.

Preis pro Band $1.00.

Jeder Band ist einzeln käuflich und in sich abgeschlossen.

Ausgabe für das männliche Geschlecht.
Was ein Knabe wissen muß.
Was ein junger Mann wissen muß.
Was ein junger Ehemann wissen muß.
Was ein Mann von 45 wissen muß.
Ausgabe für das weibliche Geschlecht.
Was ein kleines Mädchen wissen muß.
Was ein junges Mädchen wissen muß.
Was eine junge Ehefrau wissen muß.
Was eine Frau von 45 wissen muß.

MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

Erzählung.

Die unsterbliche Seele.

Von M. Inger.

Fortsetzung.

„Ja, Massa," und seine Augen leuchteten. „Möchtest du nicht den großen Geist kennen lernen, der dies alles gemacht hatst"

Sein „Ja" war kaum so freudig, vielleicht dachte er an den zürnenden Bulu und unsere mißglückte Religionsstunde.

„Hör' Sam, ihr beide sollt ihn kennen lernen und dann werdet ihr glücklich sein. Wenn ihr sterbt, braucht ihr dann nicht in die grausige Todesstadt zu ziehen, sondern in eine lichte, schöne, mit goldenen Straßen und ihr werdet nie mehr hungern, oder frieren, oder Schmerz leiden — ist das nicht schön?"

Er antwortete nicht, sondern sah mich von der Seite an, als wenn ich einen bösen Scherz mit ihm triebe.

„Na, mein Junge, ich verstehe nicht, es euch klar zu machen," fuhr ich fort, „ihr sollt einen besseren Lehrer haben. Ehe ich Afrika verlasse bringe ich euch zu dem bleichen Mann, den ihr auf dem Schiff saht, Missionar Laurin. Bei dem werdet ihr alles lernen."

„Wird Massa auch dort bleiben?" fragte der treue Bursche.

„Nein, ich muß nach Deutschland."

„Bob und Sam werden nicht gerne bleiben, wenn Massa reist," sagte er traurig.

„Vielleicht kommt ihr mir nach," tröstete ich, „oder ihr geht zu euren Brüdern den Makalanga und erzählt ihnen, was ihr gelernt habt, damit sie auch in die goldene Gottesstadt kommen."

Er schien die Herrlichkeit dieses Auftrages noch nicht zu fühlen und schwieg. Auch ich schwieg und spann meine Gedanken weiter. Ja, ich muß zurück nach Deutschland. Ich will dein Grab sehen, Elisabeth und ich will mit deinem alten Vater sprechen. Jetzt können wir uns verstehen und werden uns gegenseitig erquicken, indem wir von dir sprechen und von der Hoffnung, dich wieder zu sehen .

Nach einem Marsch von drei Stunden lagerten wir uns zur Frühstückspause. Es war ein entzückender, wild romantischer Punkt. In der Nähe brach sich ein Waldstrom Bahn durch wildes Steingeröll und stürzte sich donnernd in die Tiefe. Die sprühenden Wasser verbreiteten eine angenehme Frische, während die Sonne warm schien. Weiter unten bildete das Wasser einen kleinen Waldsee und man sah das Wild aus dem Dickicht treten und sich am Wasser laben. Bob spitzte fast die Ohren als er es entdeckte und meinte mit einem Seufzer: „Wir haben lange nichts geschossen, Massa."

„Vielleicht werden wir auch nichts mehr schießen, wenn es nicht Notsache ist," erwiderte ich und behielt meine ruhige Lage. Der Bursche schien enttäuscht, denn in ihm steckt ein Jäger.

Wie ist es aber mit mir? Ich finde, daß die Leidenschaft zur Jagd abgenommen hat, ohne daß ich ein Schwächling geworden bin. Ich fühle Mut und Kraft wie bisher. Aber neben der brutalen Manneskraft gewinnt eine andere Kraft in mir Raum, eine Kraft, die von Gott stammt und Gott umfaßt.

* * *

Da bin ich am Kilimandscharo, um mein Versprechen einzulösen und die beiden Neger dem Missionar Laurin zu übergeben. Er hat sie auch mit Freuden aufgenommen und wird wohl kaum so viel Arbeit mit ihnen haben, wie mit seinen Jungens in der Missionsschule.

Was ein solcher Missionar doch alles leisten muß! Prediger, Lehrer, Arzt, alles in einer Person, und dazu die vielen Arbeiten im Stall, Haus und Garten. Laurin ist jetzt sogar sein eigener Koch, da der zweite verheiratete Missionar, bei dem er sonst Kostgänger ist, in Deutschland weilt. Vom Kochen versteht weder er, noch sein schwarzer Bursche etwas.

„Sie müssen eine Frau haben," sagte ich, „denn auf diese Weise verkommen Sie ja ganz."

„Nun, in den ersten zwei Jahren darf man sich doch nicht verheiraten und es ist recht so, da nn mit den Verhältnissen und Sprachen zu viel zu schaffen hat."

„Ja, wenn Sie vorher keine Braut hatten, ist es hier auch ein eigen Ding, zu einer Frau zu kommen," überlegte ich. Er setzte sich nieder und stützte den Kopf in die Hand.

„Ich wüßte wohl eine," sagte er langsam, „doch es scheint mir, als ob es nicht sein soll," und dann erzählte er von seiner Liebe zu Mimi Strom. Es schien ihm eine Wohltat, sich auszusprechen, da ich das junge Mädchen auch kannte und er sonst niemanden hat, mit dem er über das reden kann, was sein Herz bewegt.

„Haben Sie seit dem einen Brief, nichts von ihr gehört?" fragte ich.

„Nein."

„Da würde ich in Ihrer Stelle noch einmal schreiben, und zwar direkt an die Mutter. Ich hörte durch meine Braut, daß eine große Veränderung mit ihr vorgegangen ist. Wer weiß, ob sie jetzt nicht ihre Einwilligung gibt."

„Ach ja, damals lebte Ihre Braut noch," sagte Laurin mit Wehmut. Und dann sprachen wir von dir, Elisabeth, von dir! Ich erzählte ihm von meiner Seelennot, von dem entsetzlichen Widerstreit in mir für und gegen die Unsterblichkeit, von meinem Suchen nach Beweisen für dieselbe, die ich bald zu haben meinte, und die mir bald unhaltbar schienen.

Ich hatte mich Laurin gegenüber an den festgezimmerten Tisch gesetzt, und er sah sinnend vor sich hin.

„Die Entscheidung der Unsterblichkeitsfrage liegt gar nicht in der Wissenschaft, sondern in der Gotteskenntnis," sagte er dann. „Haben wir erst erkannt, daß der ewige Gott der Liebe uns erschaffen hat, so ist es eine Selbstfolge, daß er etwas andres mit uns vorhat, als das kurze Erdenleben. Sein Zweck ist, ein ewiges Reich zu gründen, worin wir als freie Wesen ihm dienen. Die Garantie aber, daß unsere Idee von Gott und seinem Reich nicht Trug und Wahn ist, das ist die Person Christi."

„Ich habe es selbst erfahren," sagte ich bewegt . . . . .

* * *

Sam machte sich sehr nützlich, indem er die Küche übernahm. Seine Kochkunst kannte ich aus Erfahrung und es war mir eine Beruhigung, daß der vortreffliche, aber unpraktische Laurin eine treue Stütze an ihm haben würde.

Dem Mobiliar in der Missionarsbewohnung ward uch etwas nachgeholfen, da Sam verstand, aus Seekisten allerlei Hausrat zu zimmern. Laurin zeigte eine kindliche Freude über jedes Stück. Das Haus mit seinen vier geräumigen Zimmern, und der breiten Veranda rings umher gefiel mir sehr gut. Vor dem Hause war ein hübscher Garten angelegt, in dem alle europäischen Gemüse gesät waren und prächtig gediehen. Von der Veranda aus übersah man den ganzen Garten und hatte darüber hinaus eine wunderbar schöne Aussicht, die mit dem gegenüber liegenden Bergen abschloß.

Fortsetzung folgt.

Hinauf geschaut zu jenen heitern Höhen,
Wo ewig deine Hülfe wohnt,
Wo dir ein Vater und ein Heiland thront!
Von dem nur kann dir Heil geschehen,
Der auch die schwache Liebe reich belohnt.

Wassersucht, Kropf

Ich habe eine sichere Kur für Kropf oder dicken Hals (Goitre), ist absolut harmlos. Auch in Herzleiden, Wassersucht, Verfettung, Nieren-, Magen- und Nervenleiden, Hämorrhoiden, Geschwüre, Rheumatismus, Eczema und Frauenkrankheiten, schreibe man um freien ärztlichen Rath an:

L. von Daacke, M. D.,
1622 North California Ave., Chicago, Ill.

Fortsetzung von Seite 2.

nem Glauben stärker und fester denn je. Die Erhörung der Gebete ist für mich nicht nur Sache des Glaubens, sondern des Wissens und der täglichen Erfahrung. Ich habe die unwiderleglichsten Beispiele von Gebetserhörungen. Mein Leben ist aus lauter Gebetserhörungen zusammengesetzt. Und das sage ich noch heute," fügte er hinzu. Sagst du: So konnte Spurgeon sagen, nicht ich? Du kannst das auch sagen, wenn du ein rechtes Gebetsleben mit dem Herrn führst. Bete im Ernst, in lebendigem Glauben, in kindlicher Demut mit gebührender Unterwerfung unter Gottes Willen und Fügung, bete vor allem um ewige Dinge, um Verherrlichung seines Namens und du wirst dieselben Erfahrungen machen wie Spurgeon. Und wenn Gott auch keine Wunder tut, indem Er deine Gebete erhöret, obgleich jede Erhörung eines Gebetes ein Wunder ist, so hat Er doch tausend Mittel und Wege, auf das Gebet des Gerechten Trost und Stärkung, Hilfe und Errettung zu senden.

Der Ozeanflieger Wanamaker.

Nach den letzten Nachrichten ist der große Wasseraeroplan welchen Rodney Wanamaker für den Flug über das Atlantische Weltmeer bestellt hat, so gut wie vollendet, und schon werden die Vorkehrungen für alle Einzelheiten des großartigsten Fluges getroffen, welcher jemals versucht worden ist, — so oft etwas ähnliches auch schon auf dem Papier oder selbst in etwas weitergehendem Maße unternommen wurde! Wären nicht die Weltkriegverhältnisse, so würde weit mehr Gerede von der Sache gemacht worden sein; doch ein wirklicher Erfolg, oder auch ein ernster Mißerfolg wird sich schon weltweite Beachtung erzwingen.

Die neue Maschine ist die größte ihrer Art, die jemals gebaut worden ist. Sie enthält 6 Zwölfzylindermotore von je 300 Pferdekräften. Man erwartet, daß sie eine Schnelligkeit von 100 Meilen pro Stunde entwickeln und den ganzen Flug über den Ozean in 30 Stunden bewältigen kann, ohne bis zum äußersten angestrengt zu werden, — natürlich nur, wenn kein unvorhergesehener störender Umstand dazwischentritt, wie man vorsichtshalber doch hinzufügt. Von besonderem Interesse ist noch — obwohl selbstverständlich noch nichts Näheres darüber mitgeteilt wird — daß in dem Bau der Maschine auch eine Anzahl Patente zur Anwendung gekommen ist, welche bisher noch in keiner anderen derartigen Maschine vertreten waren. Hoffentlich bestehen diese neuen Ideen die praktische Probe gut.

Jedenfalls ist das Unternehmen ein höchst kühnes, und die 6 Passagiere, welche mitfahren sollen, haben sich damit vollvertraut zu machen! Sie dürfen froh sein, wenn der Flug überhaupt gelingt, selbst in mehr als dreißig Stunden.

Sichere Genesung für Kranke { **durch das wunderwirkende**

Exanthematische Heilmittel

(auch Baunscheidtismus genannt.)

Erläuternde Zirkulare werden portofrei zugesandt. Nur einzig und allein echt zu haben von

John Linden,

Spezialarzt und alleiniger Verfertiger der einzig echten, reinen Exanthematischen Heilmittel.

Office und Residenz: 3808 Prospect Ave., S. E.

Letter-Drawer 396. Cleveland, O.

Man hüte sich vor Fälschungen und falschen Anpreisungen.

Ausgezeichnete Erfolge der Impfung gegen Typhus.

Interessante Zahlen über die Wirkung der Impfung gegen Typhus wurden kürzlich auf einer Aerzteversammlung in Warschau beigebracht, Generalarzt Dr. Hünermann berichtete, daß viele Millionen Personen geimpft worden sind, und daß nur in sehr wenigen Fällen sich irgend welche unmittelbaren Krankheitserscheinungen nach der Impfung gezeigt haben, Todesfälle aber überhaupt als unmittelbare Wirkung derselben nicht vorgekommen sind. Weiter erklärte er, daß nach Einführung der Impfung eine unmittelbare Abnahme der Typhusfälle festzustellen war. Bis Dezember 1914 traten nur ein Vierzehntel der Typhusfälle auf, welche sich während des Krieges 1870 ereigneten.

Forni's Alpenkräuter

ist ein Heilmittel von anerkanntem Werth. Er ist ganz verschieden von allen anderen Medizinen. Er mag wohl nachgeahmt werden, aber Nichts kann ihn ersetzen.

Er reinigt das Blut. Er befördert die Verdauung.
Er regulirt den Magen. Er wirkt auf die Leber.
Er wirkt auf die Nieren. Er beruhigt das Nervensystem.
Er nährt, stärkt und belebt.

Kurz gesagt, er ist ein Hausmittel im wahren Sinne des Wortes, und sollte in jedem Haushalt vorhanden sein. Ist nicht in Apotheken zu haben, sondern wird dem Publikum durch Special-Agenten direkt geliefert. Wenn Ihnen kein Agent bekannt ist, dann schreiben Sie an die alleinigen Fabrikanten und Eigenthümer

DR. PETER FAHRNEY & SONS CO.
19-25 So. Hoyne Ave., CHICAGO, ILL.

Gußeisen zusammen zu kitten

lehrt uns der „Landmann": Gleiche Theile Schwefel und Bleiweiß werden mit ungefähr ein Sechstel Borax gut gemischt. Kurz vor Anwendung wird die Masse mit starker Schwefelsäure streichbar angerührt und in dünner Schicht zwischen die zu verbindenden Eisenstücke aufgetragen, die hierauf fest zusammengepreßt werden." (In fünf Tagen soll die Verbindung derart vollzogen sein, daß von der Kitte und von der Fuge keine Spur mehr sichtbar ist, die Stücke vielmehr zusammengeschweißt erscheinen.)

Wasserdichter Leim.

Man kann aber nach einer ganz leichten Methode den gewöhnlichen Tischlerleim wasserdicht machen. Um diesen Zweck zu erreichen, braucht man ihn nur in Wasser einzuweichen, bis er eine gallertartige Masse bildet, die man dann bei gelinder Hitze in einer hinreichenden Menge Leinöl auflöst. In gewöhnlicher Weise gebraucht, trocknet dieser Leim sehr bald, und das Wasser hat alsdann keine Wirkung mehr auf ihn.